

John Mitchell Kemble in seiner Bedeutung für die niedersächsische Urgeschichtsforschung

Von

Dr. H a n s G u m m e l

Wer, von einer Anmerkung im Schrifttum zur Urgeschichte geleitet, eine Abbildung in den „Horae ferales“ verglichen und dann das Buch wieder beiseite gelegt hat, weiß wohl nicht, daß das Werk größtenteils etwas anderes ist, als es werden sollte. Als es 1863 in London erschien, war der im Titel als Verfasser genannte weiland John M. Kemble bereits 6 Jahre tot.

Es soll nun zunächst auf die Fragen geantwortet werden: Wer war Kemble? Was hat er mit dem genannten Werke bieten wollen? Und was ist daraus geworden?

Dann wird über Kembles Wirken in Hannover berichtet. Eine eingehende Besprechung der H. f. (kurz für: Horae ferales) würde zu weit führen. Eine kurze Inhaltsangabe wird nur für den einzigen wesentlichen „Original-Beitrag“ Kembles zu den H. f. geboten, sonst lediglich seine Stellung zu damals vorliegenden urgeschichtlichen Problemen an Hand der H. f. erörtert und dabei besonders auf die Stellen eingegangen, in denen er über niedersächsische Dinge spricht.

I. John Mitchell Kemble¹

Am 2. April 1807 als ältester Sohn eines bekannten Schauspielers geboren, studierte J. M. Kemble nach Besuch der Schule von Bury St. Edmunds zunächst am Trinity College in Cambridge Jura, wobei er sich besonders mit der ältesten Rechts-

¹ Dictionary of National Biography, hrsg. v. Sidney Lee Bd. 30 (London 1892), S. 369-372. — The Encyclopaedia Britannica, 14. Aufl. Bd. 13 (London 1929), S. 320.

und Sittengeschichte Englands vertraut machte, und darauf in Heidelberg und München germanische („teutonische“) Philologie. Bald nach seiner Rückkehr nach England erwarb er 1830 die Würde eines B. A. (Bachelor of Arts [Baccalaureus artium]). Er machte dann eine Reise nach Spanien. 1831 setzte er seine germanistischen Studien in Deutschland fort, diesmal besonders in Göttingen, wo Jacob Grimm ihn bald seiner Freundschaft würdigte und von ihm als einem seiner zu größten Hoffnungen berechtigenden Schüler sprach. Nach England zurückgekehrt, begründete Kemble seinen Ruf als Gelehrter durch Herausgabe des Beowulf-Liedes (1833—1837) und vermehrte ihn durch Vorlesungen über englische Sprache und Literatur in Cambridge. Eine anonyme Polemik gegen ihn — weil er sich über die bisherige Pflege des Angelsächsischen in England abfällig geäußert hatte — schadete seinem Ansehen nicht. Wahrscheinlich 1836 heiratete er die Tochter Nathalie Auguste des Göttinger Professors Amadeus Wendt. Die Ehe war zwar, obwohl ihr drei Kinder entsprossen, nicht glücklich, mag aber doch dazu beigetragen haben, daß Kemble von Latham im „Allgemeinen Vorwort“ zu den H. f. nachgerühmt werden konnte, er sei der erste Engländer gewesen, der die deutsche Sprache so gut beherrschte, daß er wissenschaftliche Arbeiten in ihr schreiben konnte. 1837 wurde Kemble M. A. (Master of Arts [Magister artium]). In der Folgezeit sammelte er auf die alten Angelsachsen bezügliche Urkunden im British Museum zu London und den verschiedensten Stifts- und Kirchenbibliotheken. Durch ihre Herausgabe in 6 Bänden schuf er sein Hauptwerk, den „Codex Diplomaticus Aevi Saxonici“ (1839—1848). Ihm und seiner 1847 bzw. 1849 erschienenen zweibändigen „History of the Saxons in England“² verdankt er die Ernennung zum Ehren- bzw. Korrespondierenden Mitglied etlicher Akademien und Gesellschaften bzw. Vereine für Geschichte und Altertumskunde³. Nach Vollendung der eben genannten Werke hielt sich Kemble wieder viel im Ausland auf, besonders in Hannover. Die darauf bezüglichen und

² Sie wurde noch 1876 von W. De Gray Birch neu herausgegeben. Eine deutsche Übersetzung von H. B. Brandes erschien 1853/54 in Leipzig.

³ Siehe Titelblatt der H. f. — Zum korrespondierenden Mitglied des H V N (kurz für: Histor. Verein für Niedersachsen) wurde Kemble 1851 gewählt.

einige weitere Sätze des „Dictionary“⁴ (S. 370) folgen hier in Übersetzung: „Während er 1854 in Hannover wohnte, wandte er sein Interesse der prähistorischen Archäologie zu, beschäftigte sich mit der Neuordnung und Katalogisierung der Sammlungen im Königlichen Museum und machte fünf Monate lang auf Veranlassung der Museumsleitung Ausgrabungen im Bereich der Flüsse Wilmerau [Ilmenau] und Wipperau im Fürstentum Lüneburg. Er widmete sich dieser neuen Aufgabe mit dem ihm eigenen Eifer und machte, obwohl er keineswegs als Zeichner vorgebildet war, eine beträchtliche Anzahl sorgfältiger Zeichnungen von prähistorischen Altertümern in den Museen von München, Berlin und Schwerin. Gleich nach seiner Rückkehr nach England sandte er Berichte über seine Entdeckungen an die „Society of Antiquaries“ und das „Archaeological Institute“ [beide in London] und veröffentlichte den Prospectus für ein Buch, das mit dem Titel „Horae Ferales“ auf Grund von Subscription erscheinen und sein ganzes System der nordischen Archäologie darstellen und das methodische Vergleichen der Haupt-Typen von archäologisch interessierenden Gegenständen aus verschiedenen Zeiten und verschiedenen Teilen der Welt fördern sollte! Von dem Comité der Ausstellung von Kunstschätzen in Manchester mit der Sammlung und Aufstellung keltischer und römischer Altertümer beauftragt, kam er bei Erfüllung dieser Aufgabe nach Dublin, wo er in der Königlich Irischen Akademie eine vielbewunderte Ansprache über ein archäologisches Thema hielt. Während des Aufenthalts in Dublin überanstrengte und erkältete er sich und starb am 26. März 1857 im „Gresham Hotel“ an Lungenentzündung. . . . Eine Büste Kembles von Woolner befindet sich in der Bibliothek des Trinity College in Cambridge.“

II. Der Pländer „Horae ferales“

Was Kemble mit den „Horae ferales“ beabsichtigte, ist in Kürze aus den eben wiedergegebenen Worten aus dem Lebenslauf ersichtlich. Diese Worte stützen sich offenbar auf den von

⁴ Siehe Anm. 1. — Die Angaben sind in mancher Beziehung nicht zutreffend. Statt Berichtigungen im einzelnen sei auf Teil II und IV des vorliegenden Aufsatzes verwiesen.

Kemble veröffentlichten „Prospectus“. Leider waren meine Bemühungen, dessen habhaft zu werden, vergeblich. Der Bibliothekar der „Society of Antiquaries of London“, Herr C. V. Deane, teilte mir am 22. 10. 48 freundlichst mit, daß in der Bibliothek zwar Original-Manuskripte Kembles für die „Horae ferales“ in deutscher Sprache vorhanden seien, aber nicht der Prospectus. Auch das British Museum besitzt offenbar kein Exemplar, denn meine diesbezügliche Anfrage war an Herrn Deane weitergeleitet worden.

Es sind aber genügend Anhaltspunkte vorhanden, um mit ziemlicher Sicherheit zu erkennen, wie Kemble zu dem Plan der „Horae ferales“ kam. Er hatte sich schon, bevor er 1851 zu mehrjährigem Aufenthalt nach Hannover zog, an Ausgrabungen in England beteiligt und war Mitglied des Centralcomités des „Archaeological Institute“ in London geworden. Ganz besonders aber beschäftigte er sich mit urgeschichtlichen Altertümern während seines nachher zu besprechenden Wirkens für den historischen Verein für Niedersachsen. Die Teilnahme an der die Gründung des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine vorbereitenden Versammlung im August 1852 zu Dresden und eingehende Studien in den Altertums-Sammlungen in Berlin und Schwerin verstärkten seine Neigung für dieses Gebiet. Vermutlich weckte das von Schröter begonnene, von Lisch vollendete „Friderico-Francisceum“ in ihm den Wunsch, ein ähnliches Tafelwerk herauszugeben, das in Verbindung mit einer philologisch-historischen Darstellung die Grabbräuche der nordischen — in sehr weitem Sinne — Völker behandeln sollte.

Die damals meist als Altertumforschung bezeichnete Urgeschichtsforschung wurde im wesentlichen als „Gräberkunde“ betrachtet, bevor hauptsächlich durch die Entdeckung der schweizerischen Pfahlbauten im Winter 1853/54 ein Wandel eintrat. Somit lag es auch für Kemble nahe, in einem auch in jener Zeit üblichen lateinischen Kurztitel zum Ausdruck zu bringen, daß er die Ergebnisse aus Stunden vorlegen wollte, in denen er sich mit den „ferales“, d. h. mit den die Toten betreffenden Dingen, beschäftigt hatte bzw. daß der Leser in den Stunden, die er dem Buche widmete, es mit einem Stoff zu tun haben würde, der aus

dem Studium der Grabaltertümer gewonnen war. Auch dürfte bei der Wahl seines Titels mitgesprochen haben, daß er in denjenigen mancher deutschen Schriften die Worte „Grabaltertümer“, „Grabstätte“, „Todtenhügel“ und „Todtenlager“ fand.

Die mit dem „Prospectus“ gemachte Aufforderung zur Subskription für die „Horae ferales“ hatte großen Erfolg. Wie R. G. Latham im „Allgemeinen Vorwort“ mitteilt, war die Liste der Subskribenten (S. IX—X) schon „seit einigen Jahren“ annähernd so vollständig wie beim Erscheinen. Sie umfaßt Bestellungen auf 250 Exemplare von 221 Bestellern (dabei eine Buchhandlung mit 25 Exemplaren).

Latham (S. VII) vermutet, Kemble, dessen Ruf als Philologe auf dem Gebiete des Angelsächsischen von niemand übertroffen — und nur von Thorpe erreicht — werde, hätte sich sicherlich auch noch als guter Kenner des Altnordischen und Isländischen erwiesen, wenn er seine Vorlesung über die Eisen-Periode vollendet haben würde. Wir können darin einen Hinweis darauf sehen, wie Kemble die philologisch-historischen Ausführungen seines geplanten Werkes gestaltet haben würde. Noch deutlicher aber geht das aus einer Anmerkung hervor, die Kemble selbst in einem von Latham in die „Horae ferales“ aufgenommenen Aufsatz macht, der vom Dezember 1855 datiert ist und 1856 im „Archaeological Journal“ erschien. Es heißt dort (H. f. S. 93) im Text: „Ich glaube, daß das Verbrennen ursprünglich die allgemein- und alleinherrschende Bestattungssitte aller Glieder der teutonischen Völkergruppe, wie auch der meisten anderen im Norden von Europa war; und für die bei weitem größte Zahl von ihnen kann ich das beweisen.“ Und die Anmerkung dazu lautet: „Dieser Beweis kann nur durch weitgehendes Anführen von Stellen der verschiedensten Schriftsteller erbracht werden. Ich möchte das einem besonderen Werk vorbehalten, das diesem höchst interessanten Gegenstand gewidmet ist, sich übrigens keineswegs auf den [Bestattungs-] Brauch der teutonischen Völkergruppe beschränkt.“

Es ist für die Beurteilung von Kembles Arbeiten wesentlich zu wissen, daß sowohl der damalige Forschungsstand im allgemeinen, als auch und ganz besonders sein eigener Werdegang ihn die urgeschichtlichen Altertümer nicht anders als im Zu-

sammenhang mit der schriftlichen Überlieferung betrachten ließen. Ihm fehlte wie den meisten Forschern seiner Zeit noch das Verständnis dafür, daß auch Nord- und Mittel-Europa vor dem Beginn der Geschichte schon sehr lange von Menschen, welche den Gebrauch der Metalle kannten, bewohnt gewesen war, schon so lange, daß nur mit den spätesten urgeschichtlichen Erscheinungen die Nachrichten der ältesten Schriftsteller in Verbindung gebracht werden durften. Daß er aber ganz besonderen Wert auf die Schriftsteller-Nachrichten legte, ist bei ihm als einem zunächst rein philologisch-historisch sich betätigenden Forscher nur zu begreiflich. Wenn also auch sein geplantes Werk — außer dem kurzen: „Horae ferales“ — den Titel führen sollte: „Studien zur Archäologie der nordischen Völker“, so ist es durchaus verständlich, daß auch an philologisch-historische neben archäologischen Ausführungen gedacht war. Nicht klar zu entscheiden ist, ob beides an Hand der Abbildungen verquickt werden, oder ob, was wahrscheinlich ist, die Beschreibungen der Tafeln einen besonderen, also den eigentlichen archäologischen Teil des Werkes bilden sollten. Letzteres ist in den erschienenen „Horae ferales“ der Fall.

Es wurde bereits der Vermutung Ausdruck gegeben, daß Kemble bei den Tafeln etwas Ähnliches wie das „Friderico-Francisceum“ vorschwebte. Diese Vermutung gründet sich schon etwas darauf, daß Kemble ganz offensichtlich sehr stark unter dem Einfluß von Lisch stand, nachdem er mit diesem 1852 auf der oben erwähnten Versammlung in Dresden zusammengetroffen war. Es ist zwar aus den mir zugänglich gewesenen Quellen nicht unbedingt sicher zu erweisen, wann Kemble seine Studien in den Altertums-Sammlungen von Berlin und Schwerin gemacht hat. Aber höchst wahrscheinlich war das im Anschluß an den Aufenthalt in Dresden der Fall. Es ist anzunehmen, daß Lisch ihn dort nach Schwerin einlud, und es ist sehr wohl möglich, daß beide die Reise über Berlin nach Schwerin gemeinsam machten. Daß Kemble aber etwa hier die Sammlung in Abwesenheit von Lisch besucht haben sollte, ist ganz unwahrscheinlich. Noch mehr jedoch als der deutlich erkennbare große Eindruck, den Lisch auf Kemble gemacht hat, spricht für obige Vermutung die Tatsache, daß die wenigen Tafeln,

welche in Kembles Nachlaß als Vorlagen für die „Horae ferales“ vorhanden waren, ein „zu großes“ Format hatten, so daß A. W. Franks, der Bearbeiter des Tafelteils, wie er in der Einleitung zu diesem berichtet, sie neu zusammenstellen mußte (H. f. S. 175).

Neben den nur „drei oder vier“ Tafeln (a. a. O.), deren Abbildungen Kemble selbst angeordnet hatte, und einer — wohl recht beachtlichen — Anzahl von einzelnen Zeichnungen wurden in seinem Nachlaß an Manuskripten nur die deutsch geschriebene „Vorlesung zur Eröffnung des hannoverschen Museums“ (im Folgenden kurz „Vorlesung“) und ganz wenige kurze englische Ausführungen aufgefunden. Daß die Hoffnung auf weiteren Erfolg bei diesbezüglichen Bemühungen lange Zeit nicht aufgegeben wurde, ist ein Grund für das späte Erscheinen der nunmehr notgedrungen großenteils nicht mehr Kembles Plan entsprechenden „Horae ferales“.

III. Das erschienene Werk

Das Erscheinen der „Horae ferales“ sollte offenbar nicht unterbleiben, um einerseits den Wünschen vieler Subskribenten entgegen zu kommen und andererseits dem verstorbenen Forscher ein literarisches Denkmal zu setzen. Mit der Herausgabe wurde R. G. Latham betraut. Da er sich als Philologe nicht der Aufgabe gewachsen fühlte, den archäologischen Tafelteil zu bearbeiten, zog er dazu — erfreulicherweise — A. W. Franks, den Direktor der Society of Antiquaries heran, der deshalb auch mit Recht neben Latham als Herausgeber auf dem Titelblatt erscheint. Er hat seine Aufgabe offenbar in der von Kemble beabsichtigten Weise und wahrscheinlich — da er auf diesem Gebiete mehr Fachmann war als Kemble — besser gelöst, als letzterer es vermocht hätte.

Nicht so günstig ist m. E. die Herausgeber-Tätigkeit Lathams zu beurteilen. Es darf natürlich nicht verkannt werden, daß er sich einer großen Schwierigkeit gegenüber sah. Er hat sie großenteils dadurch überwunden, daß er schon früher erschienene Aufsätze Kembles in die „Horae ferales“ aufnahm. Wenn damit natürlich auch nicht der ursprüngliche Plan für das Werk verwirklicht wurde, so war es angesichts der vorhandenen Notlage verständlich. Es wäre dann aber wohl dem Andenken des Ver-

storbenen im allgemeinen besser damit gedient gewesen, in derselben Weise — also durch Wiederabdruck weiterer seiner Arbeiten — den ganzen noch zur Verfügung stehenden Raum zu füllen, als die „Vorlesung“ drucken und auf das „Allgemeine Vorwort“ einen eigenen Aufsatz als „Einleitung des Herausgebers“ folgen zu lassen. Über die in anderem Zusammenhang ausführlicher zu behandelnde „Vorlesung“ sei hier nur gesagt, daß sie auf der Grundlage des Drei-Perioden-Systems aufgebaut war, das Kemble später verwarf. Er selbst hätte sie also bestimmt nicht in der vorhandenen Form veröffentlicht. Der Wunsch Lathams, die einzige längere im Nachlaß vorgefundene noch nicht gedruckte Arbeit Kembles vorzulegen, mag noch begreiflich erscheinen. Nicht recht verständlich aber ist das Fehlen der Mitteilung, daß dieser Entwurf auf überholten Ansichten des Verfassers beruhte. Da Latham an mehr oder minder passenden Stellen mit Bemerkungen darüber nicht spart, daß er bezüglich der Grenzen zwischen Germanen und Slawen zur Zeit des Tacitus anderer Ansicht als Kemble ist, so entsteht der Verdacht, daß Latham den vermißten Hinweis unterließ, weil er sich gar nicht die Mühe gemacht hat, die „Vorlesung“ daraufhin zu prüfen, wie weit sie mit den später entstandenen, in die „Horae ferales“ aufgenommenen Arbeiten des Verfassers in Einklang oder vielmehr nicht im Einklang steht. Und was die „Einleitung des Herausgebers“ betrifft, so erscheint es fraglich, ob die Subskribenten darüber erfreut waren. Denn Latham benutzt hier die Gelegenheit, um seine von den meisten anderen Forschern — und auch von Kemble — abgelehnten „slawomanischen“ Ansichten nochmals, und zwar recht ausführlich, darzulegen. Als ziemlich fadenscheinige Rechtfertigung dafür gibt er an, er bezweifle, daß Kemble absolut und unwiderruflich der entgegengesetzten Lehrmeinung verfallen gewesen sei. Daß in Latham die Lehre von der europäischen [Ur-] Heimat der Germanen 1851 den ersten Vertreter aus dem Bereiche der Philologie erhielt (nach Bieder, *Gesch. d. Germanenforschung* II, S. 34), sei aber nicht verschwiegen⁵.

⁵ Vgl. auch Jacob-Friesen, K. H., *Grundfragen der Urgeschichtsforschung*, Hannover 1928, S. 48.

Auf das „Allgemeine Vorwort“ (S. V-VIII), die Subskribentenliste (S. IX-X), das Inhaltsverzeichnis (S. XI-XII), die „Einleitung des Herausgebers“ (S. 1-35) und die „Vorlesung“ (S. 36-70) folgen drei wiederabgedruckte Arbeiten Kembles ohne Abbildungen, und nach dem anschließenden von Franks bearbeiteten Tafelteil (S. 123-217) beenden zwei wiederabgedruckte Aufsätze Kembles mit Abbildungen die „Horae ferales“.

Die fünf wiederabgedruckten Arbeiten Kembles sind:

1. S. 221-232 mit Taf. XXXI und XXXII: Über bei Stade an der Elbe und in anderen Gegenden Norddeutschlands gefundene Totenurnen (im folgenden kurz „Totenurnen Stade“); aus *Archaeologia* 36, 1856; datiert 1. XI. 1855.

2. S. 83-104: Begraben und Verbrennen („Begraben u. Verbr.“); aus *Archaeological Journal* 12, 1855; datiert Dezember 1855; dazu S. 104-106: Zusätzliche Bemerkung (mit einer der wenigen im Nachlaß gefundenen englischen Aufzeichnungen Kembles).

3. S. 233-251 mit Taf. XXXIII und XXXIV: Über einige bemerkenswerte Grab-Gegenstände aus Italien, Steiermark und Mecklenburg („Grab-Gegenst.“); aus *Archaeologia* 36, 1856.

4. S. 107-122: Auf das heidnische Bestattungswesen bezügliche Stellen im „Codex Diplomaticus“ („Heidn. Best.“); aus *Archaeological Journal* 14, 1857.

5. S. 71-82: Ansprache an den Präsidenten und die Mitglieder der Königlich Irischen Akademie, gehalten auf deren Versammlung am 9. Februar 1857 („Ansprache“); aus einer „seltenen“ Schrift (Latham im „Allg. Vorwort“ S. VIII), wahrscheinlich Veröffentlichung der Irischen Akademie, da die nach Kembles Tod hinzugefügte Anmerkung unterzeichnet ist: I. H. T. (Todd war Präsident der Akademie).

Von Franks angeführt (S. 213-214) sind einige Sätze aus einem Bericht über den von Kemble auf der Jahresversammlung des *Archaeological Institute* in Shrewsbury am 7. VIII. 1855 gehaltenen Vortrag „Über die Heidengräber Norddeutschlands“; aus *Archaeological Journal* 12, 1855, S. 389.

Über Kembles Zeichentalent äußert sich Franks mit großer Zartheit (S. 126): „Man wird finden, daß viele der auf den Tafeln abgebildeten Stücke dem *British Museum* entstammen. Vielleicht war es eine persönliche Neigung meinerseits, für die

Abbildungen *caeteris paribus* Exemplare aus meinem Wirkungsbereich zu wählen, deren Zeichnungen vor den Originalen berichtigt werden konnten. Überdies hatte Herr Kemble sich die Kunst des Zeichnens selbst beigebracht, und einige seiner besten Zeichnungen waren die letzten, die er hier in England anfertigte."

Da bei vielen Zeichnungen Kembles die Beschriftungen fehlten, hat Franks mit der Zusammenstellung der Tafeln große Mühe gehabt und unter anderem deshalb eine Reise nach Hannover gemacht (a. a. O.).

Folgende bisher ungedruckte Aufzeichnungen Kembles sind von Franks in die Erklärung der Tafeln aufgenommen:

- S. 129 f. (zu Taf. I) über Waffen aus Knochen und Geweih,
- S. 141 f. (zu Taf. IV) über Gießereifunde,
- S. 166 (zu Taf. XI) über Bronzeschilde,
- S. 203 ff. (zu Taf. XXVI) über „teutonische“ Schwerter (Mitteilung an Akerman, die dieser zur Verfügung stellte).

Außerdem hat Franks dem Wiederabdruck von „Totenurnen Stade“ als Anmerkung eine Notiz Kembles über eine von ihm für sächsisch gehaltene Urne aus Schottland eingefügt (H. f. S. 230) und bei Beschreibung der „Spitzhaue“ Taf. II, 33 mitgeteilt, daß Kemble meinte, sie sei wahrscheinlich der Anker eines kleinen Bootes gewesen, und ebenso zu dem goldenen Zierstück Taf. XVIII, 7, daß Kemble es für einen Schwertknauf hielt (wofür es aber Franks zu groß zu sein scheint).

Die von Franks im Tafelteil abgebildeten hannoverschen Stücke sind folgende (soweit nichts anderes bemerkt, im Museum zu Hannover): I, 1, 4, 6; III, 1, 2 (F. O. unb.), 7 (desgl.), 12, 14, 16, 19; V, 15, 18, 31, 53, 55 (im Berliner Museum); VI, 11, 30; VII, 16, 17; VIII, 10; X, 8 (F. O. ?), 10 (F. O. ?), 12, 21; XXI, 7, 8 (nach Zeichnung in 1772 erschienenem Werk, ebenso wohl XXI, 9); XXII, 2; XXIV, 3; XXV, 10—14; XXVII, 14, XXIX, 11—20; XXX, 1-4, 6-10.

Einige Stücke aus dem Museum zu Hannover sind auswärts gefunden: II, 17, 22, 35; VIII, 11; XXX, 5, ebenso aus Privatbesitz in Hannover: II, 3; X, 9.

Bei einem Wendelring unbekannter Herkunft im Berliner Museum (XXIV, 6) weist Franks auf einen ähnlichen, aber zerbrochenen, aus Röbbel im Amte Medingen hin ^{5a}.

IV. Kembles Wirken in Hannover

Hauptträger der Urgeschichtsforschung in Hannover während der Jahrzehnte um die Mitte des 19. Jahrhunderts war der historische Verein für Niedersachsen. Es sei daher zunächst einiges darüber gesagt, wie Kemble diesen und insbesondere seine Urgeschichtssammlung vorfand, als er 1851 nach Hannover kam, um länger, als er zunächst beabsichtigt hatte⁶, nämlich bis 1855 dort zu wohnen.

Direktor (Vorsitzender) des H V N war seit 1844 Oberschulrat Dr. Kohlrausch, der den 1835 gegründeten und nach erfreulicher Anfangsblüte mehr und mehr der Gefahr eines Dornröschenschlafes verfallenen Verein mit neuem Leben erfüllt und auch erfolgreich über die Krisenjahre 1848 und 1849 hinweggesteuert hatte. Unter den übrigen Vorstandsmitgliedern dürfte der in seinem Wirken auf urgeschichtlichem Gebiet bisher zu wenig gewürdigte Amtsassessor Carl Einfeld — er übernahm im Laufe des Jahres 1851 das Amt des Sekretärs — derjenige gewesen sein, dem Kemble sich als einem seinem Wesen und Interessen nahestehenden Forscher am engsten anschloß. Als „Sammlungen“ des Vereins wurden seit seiner Gründung die der Altertümer, Handschriften und Bücher unterschieden, die vom Conservator, Archivar und Bibliothekar betreut wurden.

^{5a} Die Bruchstücke dieses Ringes sind im Inventar des Landesmuseums Hannover mit den Nrn. 5180-5186 als Geschenk von Kemble eingetragen. Als ich mit ihnen ein ebenso patiniertes kleines Bruchstück eines Wendelringes verglich, das Schwantes auf dem Urnenfriedhof im Steingrund bei Röbbel fand (Inv.-Nr. 18 836), ließ schon der erste Blick vermuten, daß es zu demselben Ringe gehörte. Das Zusammenpassen der Bruchstellen benahm dann jeden Zweifel. Zu Inv.-Nr. 18 836 ist (offenbar nach Mitteilung von Schwantes) vermerkt, daß das Stück aus einem zerstörten Grabe des von v. Estorff als Wendenkirchhof beschriebenen Friedhofs stammt. Nun ist auch Kembles Tätigkeit auf diesem Friedhof belegt, weil ihm ein kleines Stückchen Bronze entging, das Schwantes ungefähr ein halbes Jahrhundert später fand!

⁶ H. f. S. 221.

Für die Sammlungen der Handschriften und Bücher bürgerten sich bald auch „Archiv“ bzw. „Bibliothek“ ein und beim Anwachsen der „Sammlung der Altertümer“ und ihrer Gliederung in verschiedene Abteilungen die Bezeichnung „die Sammlungen“, von denen im Laufe der Zeit die der „altdeutschen Altertümer aus der heidnischen Zeit“ die bedeutendste wurde. Die schon etwa 6000 Bände umfassende Bibliothek bot reichen Stoff für Kembles Studien auf dem Gebiete der Urgeschichtsforschung. Der Verein stand mit einem halben Hundert auswärtiger Gesellschaften usw. im Schriftenaustausch, darunter solchen, die sich ganz besonders der Altertumskunde widmeten. Die Altertümer-Sammlung — schon im „Programm“ des H V N von 1835 als „historisches Museum“ bezeichnet — war zunächst von dem Mitbegründer des Vereins Forstrat Johann Karl Wächter bis zu seinem Tode 1846 betreut worden. Dessen Nachfolger als Conservator (oder wie es seit 1845 bis 1848 hieß: Conservateur)⁷, Hofbuchhändler Fritz Hahn — auch Mitbegründer des Vereins — hatte aus Gesundheitsrücksichten mit dem Schluß des Jahres 1849 das Amt an Legationsrat von Alten abgegeben. Mit dem übrigen Vereinsbesitz hatte auch die Altertümer-Sammlung schon mehrere Umzüge hinter sich: 1836 aus der Burgstraße in die Große Duvenstraße, 1839 in die Leinstraße, 1847 in die Rote Reihe, 1849 in die Osterstraße. Ein weiterer, nämlich 1852 in das „Vereinsmuseum“ in der Calenberger Straße, fand statt, als Kemble schon in Hannover weilte.

Mit dem Zustand der Urgeschichts-Sammlung scheint Kemble bei seiner Ankunft in Hannover sehr wenig einverstanden gewesen zu sein. Denn es heißt im Geschäftsbericht des Ausschusses der H V N: „Seit dem Ende v. J. [1851] ist der Anfang gemacht, die Sammlung altdeutscher Altertümer aus heidnischer Zeit, welche der Verein besitzt, systematisch und übersichtlich

⁷ Anscheinend deshalb, weil der 1844 als stellvertretender Registrar in den Vorstand aufgenommene (und als 1846 das Amt des Registrators mit dem des ersten Secretairs verbunden wurde, wieder ausgeschiedene) Dr. H. Grote „Conservateur“ des Königlichen Münzkabinetts war. Ist es lediglich Zufall, daß nach dem Revolutionsjahr 1848, nach welchem zunächst — offenbar als Zeichen königlicher Ungnade — die bisher gezahlten Geldbeihilfen des Königs und des „hohen Königlichen Ministeriums“ ausblieben, der Betreuer der Sammlungen wieder „Conservator“ heißt?

für den Beschauer zu ordnen, auch in tabellarische Register, mit den nötigen Bemerkungen und Erläuterungen, einzutragen. Hierbei kann der Ausschuß nicht umhin, der von dem correspondirenden Mitgliede, Herrn John Mitchell Kemble, eben so bereitwillig als kundig geleisteten Mitwirkung bei dieser Arbeit dankbarlich zu erwähnen.“ Nach einem Rückblick auf diese Mitteilung steht dann im nächsten Geschäftsbericht: „Diese Arbeit wurde im verflossenen Jahre beendet und gereicht es dem Ausschuß zur angenehmen Pflicht, dem correspondirenden Mitgliede unsers Vereins, Herrn J. M. K e m b l e für seine dabei unermüdet geleistete sachkundige Mitwirkung abermals seinen Dank öffentlich auszusprechen.“ Ganz besonders aufschlußreich für Kembles Wirken aber sind folgende Sätze aus dem Geschäftsbericht über das Jahr 1853: „Die in den Jahresberichten für 1851 und 1852 erwähnte übersichtliche Ordnung und Verzeichnung unserer Sammlung deutscher Altertümer aus der heidnischen Zeit wurde 1853 auf die bisherige Weise solange fortgesetzt, bis die Gräflin von Münstersche Sammlung damit vereinigt wurde. Bis dahin hatten wir die einzelnen Gattungen von Gegenständen zusammengelegt, um dem Beschauer die unter derselben Gattung in den verschiedenen Landesteilen vorkommenden Formen zu zeigen. Die gedachte Langelager Sammlung vermehrte und ergänzte aber die unsrige dergestalt, daß es möglich wurde, die fraglichen Altertümer, ohne Rücksicht auf die verschiedenen Gattungen, nach den Bezirken der königlichen Landdrosteien und der darunter stehenden Ämter oder Städte, auch in einigen Amtsbezirken nach den Dörfern zu ordnen, wie z. B. bei den Ämtern Pattensen und Salzhausen hat geschehen können. Diese mehr wissenschaftliche Zusammenstellung zeigt jetzt übersichtlich, welche Arten von Altertümern in dieser oder jener Gegend des Königreichs die gewöhnlichen, die vorherrschenden sind und wird dadurch der Beschauer zur Vergleichung mit den in anderen Landesteilen sich findenden Gegenständen des Altertums unwillkürlich veranlaßt. Durch diese, in andern Sammlungen nicht gewöhnliche, Zusammenstellung der in den einzelnen Bezirken gefundenen Altertümer, hoffen wir Einiges — sei es auch nur wenig — beizutragen, um das Dunkel, welches noch immer auf so vielen

Teilen der deutschen Altertumskunde ruht, in etwas aufzuhellen.

(„) Um nun dem Beschauer die Übersicht unserer Sammlung zu erleichtern, findet derselbe, sowohl in, als über den Glaskasten, Karten befestigt, die ihm angeben, welchem größern und kleinern Bezirke die dort ausgestellten Altertümer angehören und haben wir ferner die in demselben Grabe oder Grabhügel gefundenen Gegenstände zusammengelegt und von andern getrennt. Diese jetzige Ordnung und Aufstellung der Altertümersammlung verdanken wir vorzugsweise den Bemühungen unseres verehrten correspondirenden und Ausschuß-Mitgliedes, Herrn J. M. K e m b l e , welchem wir dafür unsern verbindlichsten Dank hiermit öffentlich abtragen wollen.“ Im nächsten Jahr heißt es: „Die in dem Geschäftsberichte über das Jahr 1853 angedeutete jetzige Ordnung und übersichtliche Aufstellung der Vereinssammlung aus der heidnischen Zeit, hat den vollen Beifall mehrerer bedeutender auswärtiger Kenner erhalten, welche diese Sammlung im Laufe des verflossenen Jahres besucht haben. Diese Ordnung und Aufstellung wurde in solchem Jahre so weit fortgesetzt und vervollständigt, als der beschränkte Raum des jetzigen Locals es gestattete. Das künftige, bei weitem geräumigere und zweckmäßigere Local im neuen Museumsgebäude [in der Sophienstraße] wird uns Gelegenheit geben, diese wissenschaftlich interessantere Sammlung als manche viel zahlreichere Sammlungen ähnlicher Art, so aufstellen zu können, wie sie es verdient.

(„) Die Verzeichnung der einzelnen Gegenstände der Vereinssammlungen in tabellarische Register ist im abgewichenen Jahre so weit fortgesetzt, daß wir, nach der Aufstellung der Sammlungen im künftigen Locale, im Stande sein werden, eine vollständige Übersicht derselben zu geben.“ Der Grund dafür, daß Kemble hier nicht wiederum öffentlicher Dank ausgesprochen wurde, ist offenbar der, daß er im Geschäftsjahr 1854, über welches der Bericht vom Ausschuß erstattet wird, selbst zum Ausschuß gehörte. Zwar wird ja auch schon im vorigen Geschäftsbericht von den Bemühungen „unsers verehrten correspondirenden und Ausschuß-Mitgliedes“ Kemble gesprochen, und es stimmt auch, daß er damals — der Bericht wurde am 29.

April 1854 erstattet —, nämlich seit Anfang 1854, dem Ausschuß angehörte. Aber im Jahre 1853, dem dieser Bericht gilt, war das noch nicht der Fall gewesen. Keinesfalls darf aus dem Fehlen des öffentlichen Dankes im Geschäftsbericht über 1854 geschlossen werden, daß Kemble etwa nicht in bisheriger Weise gewirkt hätte. Denn er wurde für 1855 als „Stellvertreter des Conservators“ von Alten in den Vorstand gewählt, und das wäre sicherlich nicht geschehen, wenn er sich 1854 von den Arbeiten in der Sammlung zurückgezogen hätte. Mit dieser Wahl aber wurde offenbar de jure bestätigt, was de facto schon lange der Fall war.

Wie weit sich von Alten an den Arbeiten Kembles in der Sammlung beteiligte, ist nicht ersichtlich. Über Einfeld aber heißt es im Nachruf (im Geschäftsbericht über das Jahr 1861): „Dieser war in dem letzten Decennium eine der Hauptstützen des Vereins gewesen, und sein Ableben wird in jeder Beziehung auf das schmerzlichste empfunden. Durch Kränklichkeit genötigt, sich vor der Zeit aus dem Königlichen Dienste zurückzuziehen, lebte der Verstorbene eine lange Reihe von Jahren lediglich seinem Lieblingsfache, der Geschichte, und hatte sich aus diesem weiten Gebiete besonders das Studium der heidnischen Germanischen Altertümer ausersehen, in deren Kenntnis er von wenigen Fachgenossen erreicht, von allen aber als Autorität angesehen wurde. Für den historischen Verein zu wirken, und dessen Interessen zu fördern, sah er als seine Lebensaufgabe an, und war selbst dann noch in dieser Beziehung tätig, als seine Kräfte ihm nicht mehr erlaubten, das Vereinslocal zu besuchen. So hat er im Laufe der Zeit das Amt des Secretärs, und in den letzten Jahren [seit 1856] das des Conservators bekleidet, namentlich letzteres zum großen Vorteile unserer Sammlungen, beschränkte sich aber in seiner Tätigkeit nicht auf die zu dem betreffenden Ressort gehörenden Angelegenheiten, sondern half und wirkte überall, wo man seiner Hilfe begehrte. . . .“. Danach dürfen wir als sicher annehmen, daß Einfeld mit seiner ganzen Kraft Kemble bei dessen Arbeiten in der Sammlung zur Seite stand, obwohl das damals noch nicht in sein „Ressort“ gehörte. Es ist auch wohl kein Zufall, daß beide Männer auf der schon zweimal erwähnten in Dresden vom 16.

bis 19. August 1852 abgehaltenen Versammlung zusammen waren. Und es ist zum mindesten nicht unwahrscheinlich, daß sie die Reise von Hannover nach Dresden zusammen machten.

Diese Versammlung, auf der er selbst „besonders anregend“, wie es im ersten Jahrgang des „Correspondenz-Blatt des Gesamtvereines der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine“ (S. 4) heißt, Mitteilungen über die urgeschichtlichen Gräber in England machte, und ganz besonders der von Lisch bei der Schlußfeier gehaltene Vortrag „über die Hauptunterschiede der drei Zeitperioden, aus welchen wir im Norden Deutschlands Gräber heidnischer Vorzeit besitzen, nämlich der Hünen, der Germanen und der Wenden“ (a. a. O.) scheinen in Kemble den Gedanken wachgerufen zu haben, bei der Eröffnung des „Museums für Kunst und Wissenschaft“ in Hannover zu sprechen. Über dessen Entstehungsgeschichte sei hier nur Folgendes gesagt: In dem auf der Generalversammlung des HVN am 8. März 1851 erstatteten Geschäftsbericht des Ausschusses heißt es: „Als das Königliche Hofmarschallamt dem in unserer Stadt neu gegründeten naturhistorischen Museum ein Local gewährte, so tat der Ausschuß Schritte, um auch dem historischen Vereine [wie der 1797 gegründeten naturhistorischen Gesellschaft, der das genannte Museum gehörte] eine solche Begünstigung auszuwirken. Obgleich nun diese Schritte damals nicht zu dem gewünschten Ziele geführt haben, so dürfen wir uns doch der Hoffnung hingeben, früher oder später diesen Wunsch erfüllt und dadurch einem Mangel abgeholfen zu sehen, den der Verein bisher zu tragen gehabt hat.“ Diese Hoffnung war berechtigt, denn schon ein Jahr später (3. April 1852) wird mitgeteilt, daß der Bau des „Museums für Kunst und Wissenschaft“ „nächstens“ beginnen solle. Möglicherweise spielt hierbei eine Rolle, daß 1851 Georg V. den Thron bestieg, der, nachdem am 8. Juli 1850 Herzog Adolph von Cambridge — seit der Gründung des HVN (damals als Vizekönig von Hannover) dessen Protector — gestorben war, schon als Kronprinz das Protectorat übernommen und als König behalten hatte. Jedoch so bald, wie man damals offenbar erwartete, worauf auch der Umstand schließen läßt, daß der König seinen „ansehnlichen“ Mietbeitrag für das „Vereinsmuseum“ in der Calenberger Straße zunächst auf die Zeit von Ostern 1852 bis

Ostern 1854 befristete, kam der Bau nicht zustande, sondern erst, als zu den vom König geschenkten 10 000, den vom Ministerium des Innern zugesicherten 4000 und den von der Stadtkasse zu billigen Zinsen geliehenen 15 000 Talern noch mehr als 33 000 „durch das rege Interesse unserer Mitbürger“ welche dafür Actien zu 3 % erhielten, gekommen waren. Der Grundstein wurde am 27. Mai 1853 „von Sr. Majestät dem Könige... mit angemessenen Feierlichkeiten“ gelegt, das Gebäude Michaelis 1855 bezogen und das Museum „unter den Auspicien Sr. Majestät des Königs und Ihrer Majestät der Königin, welche von Sr. Königl. Hoheit dem Kronprinzen begleitet waren, am 23. Februar 1856 feierlichst eingeweiht.“

Immerhin aber rechnete man schon, als Kemble nach Dresden aufbrach und erst recht, als er — vermutlich über Berlin und Schwerin (s. oben S. 8) — nach Hannover zurückkehrte, auf das in mehr oder minder langer Zeit zu erbauende „Museum für Kunst und Wissenschaft“. Es läßt sich zwar nicht erweisen, aber man kann es sich vorstellen, daß Kemble schon bald nach seiner Rückkehr eine Überschrift hinwarf, zunächst vielleicht „Ansprache...“, die er später, als ihm der Stoff unter den Händen anwuchs, in „Vortrag...“ oder „Vorlesung...“ änderte, aus der aber möglicherweise den in die „Horae ferales“ gekommenen Titel „Lecture at the opening of the Hanoverian Museum“ erst Latham machte⁸. Es ist aber auch möglich, daß Kemble erst in der Zeit der Grundsteinlegung für das Museum — also Ende Mai 1853 — mit der Niederschrift begann; ich persönlich habe allerdings das Gefühl, daß das unter ziemlich frischem Eindruck des in der Privatsammlung des Hofrates Dr. Gustav Klemm in Dresden und den öffentlichen Sammlungen in Dresden, Berlin und Schwerin Gesehenen geschah. Jedenfalls ist

⁸ Dieser spricht im „Allgemeinen Vorwort“ von den drei — der auf eine kurze Einleitung folgenden drei Teile wegen — vor einer hannoverschen Zuhörerschaft gehaltenen Vorlesungen, hat es also nicht für nötig befunden, sich zu vergewissern, ob es sich etwa — wie es tatsächlich ist — nur um einen Entwurf handelte; was nahe gelegen hätte, da ihm bei der unter seiner Verantwortung, Aufsicht und Korrektur vorgenommenen Übersetzung aus dem Deutschen ins Englische auffiel, daß das deswegen nicht vollständig gedruckte Manuskript gegen das Ende hin mehr aus Notizen als aus Text bestand, mithin mehr „Rohmaterial als Ausarbeitung“ war.

aber anzunehmen, daß der Anfang der „Vorlesung“ schon verfaßt wurde, bevor Kemble zu den im Juni und Juli 1853 im Amte Soltau gemachten Ausgrabungen aufbrach. Denn im August dürfte er wohl schon von der bevorstehenden, „im Spätherbst“ 1853 (nicht, wie Gummel, Forschungsgeschichte S. 132 Anm. 1: 1855) vollzogenen Vereinigung der Münsterschen Sammlung mit der des HVN gewußt haben und hätte dann wohl nicht im zweiten Satz der „Vorlesung“ gesagt, die Sammlung des HVN sei freilich nicht reich.

Andererseits machen es die eingehenden Beschreibungen der tiefstichverzierten neolithischen Gefäße sowie die Erwähnung der in der Nähe von Nienburg ausgegrabenen Urnen und der Pferdeknochen in einem Grabhügel unweit von Nienburg wahrscheinlich, daß die betreffenden Ausführungen erst geschrieben — aber vielleicht in schon vorhandenen Text eingeschoben — wurden, nachdem die Münstersche Sammlung mit der des HVN vereinigt und nebst den dazu gehörigen Manuskripten von Kemble durchgearbeitet war. Man müßte sonst schon annehmen, daß dies bereits geschah, als sie noch in Langelage war, was natürlich nicht unmöglich ist. Da die 1853 vom HVN erworbenen Funde von dem sächsischen Urnenfriedhof in Perlberg vermutlich mehr gegen Ende als während der ersten Monate des Jahres in die Sammlung kamen, macht auch deren Erwähnung die spätere Abfassung der diesbezüglichen Stelle wahrscheinlich. Ganz sicher aber erst nach Juli 1853 sind die Worte über die „Haarnadel“ von Harmelingen geschrieben, da diese erst bei Kembles Ausgrabungen im Amte Soltau gefunden wurde. Nach 1853 hat Kemble anscheinend nicht mehr an der „Vorlesung“ gearbeitet, da darin nicht nur über die Ergebnisse seiner Ausgrabungen im Jahre 1854 nichts mitgeteilt, sondern auch nicht einmal der im Dezember 1853 gefundene goldene Armring von Eyendorf erwähnt ist (Jacob-Friesen, Einführung 3. A., S. 105 mit Abb. 114), zu dessen Ankauf für 100 Taler vom König 20 Taler in Gold (was in „Courant“ etwa 22 Taler ausmachte) und „von einer sehr großen Anzahl der in der hiesigen Stadt, in den Vorstädten und in Linden wohnhaften Vereinsmitglieder 76 Taler 22 gute Groschen beigetragen wurden.“ Der Grund dafür, daß Kemble die

mutmaßlich vor Ende 1853 beiseitegelegte Arbeit nicht später zu Ende führte, ist offenbar der, daß die „Vorlesung“ auf dem Drei-Perioden-System aufgebaut war (wie oben S. 10 schon erwähnt wurde) und er sich auf Grund seiner Ausgrabungen im Jahre 1854 von diesem abwandte.

Es wurde oben (S. 9-10) gesagt, daß dem Andenken Kembles im allgemeinen wohl besser anders als durch die Aufnahme der „Vorlesung“ in die „Horae ferales“ gedient gewesen wäre. Da sie aber das Verhältnis Kembles zum H V N beleuchtet, wollen wir uns darüber freuen, daß sie nicht nur als schwer zugängliches Manuskript erhalten geblieben ist. Wir ersehen aus ihren ersten Zeilen, daß Kemble, wenn nicht schon 1852, so doch sicher 1853 sich berufen fühlte, bei der Eröffnung des „Museums für Kunst und Wissenschaft“ zu deutschen Altertumsforschern zu sprechen. Und daraus ergibt sich, wie sehr er schon damals davon überzeugt war, als Repräsentant für den H V N bzw. seine „Sammlung deutscher Altertümer aus der heidnischen Zeit“ gelten zu können.

Auch die Ausgrabungen, die Kemble 1853 im Amte Soltau und 1854 im Amte Oldenstadt machte, bezeugen seine enge Verbundenheit mit dem H V N. Es würde hier zu weit führen und muß daher zwei besonderen Aufsätzen vorbehalten bleiben, seine in der Zeitschrift des H V N erschienenen Grabungsberichte⁹ daraufhin zu untersuchen, was heute noch aus ihnen „herauszuholen“ ist. Selbstverständlich genügen weder die Grabungen selbst, noch die Berichte darüber heutigen Anforderungen. Aber es sind seitdem ja auch bald hundert Jahre vergangen. Sicher ist jedenfalls, daß Kemble die Grabungen in dem Glauben ausführte, damit der Wissenschaft und dem H V N zu dienen.

Im Geschäftsbericht des Ausschusses des H V N über das Jahr 1853 heißt es: „Wir haben sodann dankbarlich zu erwähnen, daß im verflossenen Jahre nachbezeichnete Aufgrabungen heidnischer Grabhügel im Interesse unseres Vereins vorgenommen und die darin gefundenen Gegenstände der Vereinessammlung geschenkt worden sind: a) im Amte Soltau wurden

⁹ Bericht 1853: Zeitschr. H V N 1851 [1854], S. 183-193. Bericht 1854: Zeitschr. H V N 1852 [1855], S. 165-198.

unter Leitung der Herren J. M. K e m b l e hieselbst, Lieutenant Meier vom Ersten leichten Batt. zu Goslar und Pastor M a t h a e i zu Wolterdingen mehr als 60 Kegelgräber geöffnet, welche einige interessante antiquarische Gegenstände enthielten, worüber von dem Ersten im ersten Doppelhefte des Jahrgangs 1851 [erschieden 1854] unserer »Zeitschrift« ausführlich berichtet ist.“

Und der nächste Geschäftsbericht enthält die Mitteilung: „Im verfloßenen Jahre hat ein verehrtes correspondirendes und Ausschuß-Mitglied des Vereins, Herr J. M. K e m b l e hieselbst, im Interesse der Wissenschaft sich der großen Mühe unterzogen, mehrere hundert Kegelgräber im Amte Oldenstadt und verschiedene im Amte Medingen aufzugraben, worüber dessen ausführlicher Bericht in dem Jahrgange 1852 [erschieden 1855] unserer »Zeitschrift« sich finden wird [Am Ende des im ersten Doppelheft veröffentlichten ersten Teiles des Berichts steht: »Der Schluß folgt im nächsten Doppelheft«; er ist aber leider nie erschienen!] Wir haben dabei dankbarlich zu erwähnen, daß Herr Kemble die sämtlichen, in diesen Grabhügeln [es handelt sich hier aber auch um Urnenfriedhöfe oder, wie Kemble sagte, „Urnenlager“] gefundenen, ebenso zahlreichen, als interessanten antiquarischen Gegenstände der Vereinessammlung hat zukommen lassen, und sind solche in dem nachstehenden Verzeichnisse der Geschenke aufgeführt“. Dort heißt es: „Vom Herrn J. M. K e m b l e hieselbst: Von Ton: 156 Gefäße, 2 Mulden, 1 Löffel und Spindelstein; von Stein: Hammer, Dolch, Messer und viele Spähne von Feuerstein; von Bronze: Dolch, Speerspitze, 2 Messer, 13 Fibulae, 73 Ohrringe, 2 Pinzetten, 3 Armringe, Stücke eines starken Halsringes, Brustspange, Fingerring, 5 größere Ringe und ein kleiner, mehrere Nadeln und Knöpfe derselben, Stück einer feinen Kette, außer vielen Fragmenten von bronzenem Schmuck und Geräten; von Eisen: mehrere Gürtelhaken und große Ringe, 2 Fibulae, Pinzette, Nadeln und viele Fragmente von eisernem Schmuck und Geräten; viele Halskorallen von Ton und gefärbtem Glas, nebst Bruchstücken derselben sc. Sämtlich gefunden in Grabhügeln in den Ämtern Oldenstadt und Medingen“. Unter den Geschenken für die Sammlung der Münzen und Medaillen ist

im gleichen Geschäftsbericht als Geschenk von Kemble außer 10 verschiedenen Kupfermünzen eine kleine bremische Silbermünze aus dem 13. oder 14. Jahrhundert genannt, die nach seinem Fundbericht in einem Grabhügel in Ripdorf „als nur zufällig anwesend und keineswegs als dem Funde selbst angehörig“ zu Tage kam.

Die von ihm bei seinen Grabungen gefundenen Gegenstände sind nicht die einzigen Geschenke, die Kemble dem HVN machte. In den Geschäftsberichten sind noch folgende genannt: 1852: „Zeichnung von Schädeln, die in einem Hügelgrab bei York gefunden sind“; 1853: „Abbildungen von heidnischen Tongefäßen in natürlicher Größe und 3 Modelle von heidnischen Steindenkmälern“ und sein zweibändiges Werk „The Saxons in England, a History of the English Commonwealth till the period of the Norman Conquest“; 1855 (aus London): die Schrift von Jacob Grimm „Über das Verbrennen der Leichen. Berlin 1850.4“

Im Todesjahr Kembles (1857) schenkt Einfeld der Sammlung von „Zeichnungen, Kupferstichen, Karten sc.“: „Angelsächsische Schmucksachen, gezeichnet von weil. J. M. Kemble“, 1859 Kembles Schrift „The Utility of Antiquarian Collections sc. Dublin and London. 1857. 8“.

Im Jahre 1855 kehrte Kemble von Hannover¹⁰ nach England zurück; in welchem Monat, ist aus den mir zugänglichen Quellen nicht ersichtlich; jedoch daß er, wie oben erwähnt, am 7. August in Shrewsbury einen Vortrag hielt. Ende 1854 scheint er aber noch nicht an baldige Abreise gedacht zu haben. Dem vom November 1854 datierten ersten Teil seines Berichtes über die Ausgrabungen im Amte Oldenstadt ist, wie oben erwähnt, am Ende hinzugefügt: „Der Schluß folgt im nächsten Doppelheft“, ohne daß dies geschah. Er wurde auch, wie ebenfalls oben erwähnt, für das Jahr 1855 als „Stellvertreter des Conservators“ in den Vorstand des HVN gewählt. Seine Abwesenheit von Hannover scheint zunächst auch nur als vorübergehend betrachtet worden zu sein, denn noch im „Verzeichnis der Ver-

¹⁰ Daß Kemble sich hier auch mit der neueren Geschichte beschäftigte, beweist sein Aufsatz „Zur Geschichte der Succession des Hauses Hannover in England“ in der Zeitschr. H V N 1852 [1855], S. 64-144.

einsmitglieder am 1. Januar 1856" wird er unter den in der Stadt Hannover ansässigen Mitgliedern des geschäftsführenden Ausschusses aufgezählt und erst ein Jahr später unter denen „außerhalb Hannover" in London. Ob etwa nur sein früher Tod der Grund war, daß er seine Tätigkeit in Hannover nicht fortsetzte, ist nicht zu erweisen. Daß er gehofft hat, die Untersuchung einer Hügelgruppe in Harmelingen zu Ende zu führen, zeigt der letzte Absatz seines Berichtes über die Ausgrabungen im Amte Soltau. Ganz deutlich sprechen dafür, daß Kemble auch selbst mit seiner Rückkehr nach Hannover rechnete, seine Worte in dem als Schreiben an den Numismatiker und Altertumsforscher John Yonge Akerman, Sekretär der Society of Antiquaries in London, abgefaßten Aufsatz „Totenurnen Stade" (Horae fer. S. 224): „Aber ich muß Sie inständig bitten zu bedenken, daß ich hier lediglich aus dem Gedächtnis und ohne meine Erinnerung unterstützende Aufzeichnungen [die er also in Hannover gelassen hatte] berichte." Falls er seine Aufzeichnungen der Obhut des HVN anvertraute, sind sie höchstwahrscheinlich in der Nacht vom 8. zum 9. Oktober 1943 verbrannt, als fast alle Handschriften im Eigentum des HVN vernichtet wurden (Nieders. Jahrbuch 20, 1947 [1948], S. 196). Dasselbe dürfte gelten für „60 große Bogen Aquarellzeichnungen, Abbildungen vorchristlicher Denkmale und Tongefäße, von dem weil. J. M. K e m b l e angefertigt", welche der HVN — von wem, ist im Geschäftsbericht nicht gesagt — 1860 ankauft (ob vielleicht die Leute, bei denen Kemble zuletzt in Hannover wohnte, sie zu Gelde gemacht haben?). Auch sie deuten darauf hin, daß Kemble 1855 Hannover nicht endgültig verlassen wollte.

Daß 1856 drei weitere Engländer zu korrespondierenden Mitgliedern des HVN gewählt wurden, geht wohl — wie vielleicht schon 1851 die Aufnahme des Schriftenaustausches mit dem Archaeological Institute in London — auf Kembles Anregung zurück. Es waren dies der bekannte Mäcen und Eigentümer eines Privatmuseums Joseph Mayer in Liverpool, der mit der Sammlung von Bryan Faussett (Pfarrer in Heppington) auch dessen Manuskripte über seine in den Jahren 1757-1773 vorgenommenen Ausgrabungen besaß und unter dem Titel „Inventorium sepulchrale" in vorzüglicher Ausstattung durch

Charles Roach Smith herausgeben ließ (London 1856), ferner der Präsident des Archaeological Institute in London Lord Talbot de Malahide, und Albert Way in London.

Keineswegs ist dafür, daß Kemble nicht nach Hannover zurückkehrte, etwa ein Zerwürfnis zwischen ihm und dem HVN anzunehmen. Das zeigt deutlich folgender Satz aus dem Geschäftsbericht über das Jahr 1863: Eine dankbare Erwähnung [außer den Angaben im Verzeichnis der Geschenke] verdient ferner auch das reiche Geschenk von [84] Gypsabgüssen [von Stücken aus dem Museum der Königl. Irischen Akademie zu Dublin und andern Sammlungen mit näherer Bezeichnung der Gegenstände im Verzeichnis der Geschenke], welches der um unsere Sammlungen hochverdiente J. M. K e m b l e noch kurz vor seinem Tode für uns bestimmte und das aus seinem Nachlasse durch die Königlich Hannoversche Gesandtschaft in London uns übermittelt wurde.“

Der Verlust, welchen der HVN durch Kembles Tod erlitt, spiegelt sich in folgenden Sätzen aus dem Geschäftsbericht über das Jahr 1857: „Noch schmerzlicher aber [als das Ableben eines vor Kemble genannten Korrespondierenden Mitgliedes] mußte diesen [den HVN] der Tod des zweiten [John Mitchell Kemble] berühren. Seine großen Leistungen auf dem Gebiete der historischen Wissenschaften sind im Allgemeinen zu bekannt, um auch nur der Erwähnung zu bedürfen, zu einer näheren Würdigung derselben aber ist hier nicht der Ort, und selbst eine eingehendere Darstellung der Verdienste, welche sich der Verstorbene durch seine Forschungen um die unserm Vereine nächst liegenden Zwecke erworben hat, möchte hier zu weit führen. Wohl aber mag der Ausschuß nicht unterlassen, der vielfachen Beziehungen, welche, während eines mehrjährigen Aufenthaltes des erwähnten Gelehrten am hiesigen Orte mit dem Vereine als solchem und einzelnen Mitgliedern desselben angeknüpft, auch über die Zeit dieses Aufenthaltes hinaus eine Quelle der reichsten Anregung und Förderung geworden sind, in dankbarer Erinnerung an dieser Stelle ausdrücklich zu gedenken.“

Bevor wir nun den Inhalt der „Vorlesung“ und die Stellung Kembles zu den Problemen der Urgeschichtsforschung in dama-

liger Zeit betrachten, sei noch etwas über das bedauerliche Schicksal der 1853 durchgeführten Neuaufstellung der Sammlung gesagt. Hieß es schon im Geschäftsbericht über das folgende Jahr, sie habe „den vollen Beifall mehrerer bedeutender auswärtiger Kenner erhalten“, so wird über den Besuch einer großen Anzahl der Teilnehmer an der fünften Generalversammlung des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine in Hildesheim — denen die General-Direktion der hannoverschen Eisenbahnen und Telegraphen dazu freie Fahrt nach Hannover gewährte — am 20. September 1856 mitgeteilt, „daß bei dieser Gelegenheit die Vereinssammlungen sich der ungeteilten Anerkennung der zahlreich anwesenden Altertumskenner und Kunstfreunde und darunter der competentesten Richter zu erfreuen hatten.“ Unter ihnen war auch Lindenschmit, der „mehr als 100 Altertümer der heidnischen Vorzeit“ aus der Vereinssammlung zur Nachbildung in Mainz aussuchte.

Diese für die damalige Zeit wirklich sehr beachtenswerte Aufstellung wurde leider, als auch das „Local“ in dem 1856 eröffneten „Museum für Kunst und Wissenschaft“ nicht mehr ausreichte und Ostern 1864 ein anderes in einem Flügel des im Hofe des Museumsgebäudes errichteten neuen Anbaues bezogen worden war, in einer Weise umgestoßen, die natürlich für fortschrittlich gehalten wurde. In Wirklichkeit aber war sie ein Rückschritt gegenüber der unter eifrigster Mitwirkung von Kemble, und vermutlich überhaupt auf seine Anregung hin — es heißt ja im Geschäftsbericht über das Jahr 1853, daß sie „vorzugsweise“ seinen Bemühungen zu verdanken sei (vgl. oben S. 16) — gemachten. Waren die Gegenstände damals nach ihrer landschaftlichen Zusammengehörigkeit geordnet und die geschlossenen Funde zusammengehalten worden, damit — um es modern auszudrücken — zur Erlangung „geschichtlicher“ Ergebnisse verschiedene Kulturkreise herausgearbeitet werden konnten, so wurden sie nun rein „kulturgeschichtlich“ betrachtet. Die geschlossenen Funde wurden, abgesehen von einer Gruppe von solchen, „die sich durch ihre eigentümliche Zusammensetzung auszeichnen“, auseinandergerissen (und erst seit 1907 von Hahne und späteren Bearbeitern mühselig wie-

der zusammengesucht) und die Aufstellung „vorzugsweise nach Maßgabe des Stoffes, der Form und des dadurch angedeuteten Zweckes der einzelnen Altertümer“ vorgenommen. Hätte Einfeld damals noch gelebt — aber er war seit 2½ Jahren, Kemble seit mehr als 7 Jahren tot; Kohlrausch hatte Ende 1861 in hohem Alter den Vorsitz niedergelegt —, wäre dies wahrscheinlich nicht geschehen. Nur ein Gesichtspunkt ist bei dieser Aufstellung auch als fortschrittlich anzusprechen, nämlich daß damit „auch eine Übersicht über die Entwicklung der einzelnen Formen“ gegeben wurde. Conservatoren waren damals der vom Germanischen Museum in Nürnberg kommende, 1861 zur Betreuung des Welfenmuseums nach Hannover berufene und seit 1862 zum Nachfolger Einfelds gewählte Studienrat Dr. J. H. Müller und Archivrat Dr. C. L. Grotefend, der „für einige Zeit“ (woraus mehrere Jahre wurden) jenem beigeordnet wurde, da er „noch nicht die wünschenswerten Verbindungen in denjenigen Kreisen, welche sich vornehmlich für unsere Sammlungen interessieren, angeknüpft haben konnte.“

V. Die „Vorlesung“

Kemble wollte in der „Vorlesung“ zunächst vermutlich den Inhalt der hannoverschen mit dem anderer Sammlungen vergleichen. Bei der Ausführung dieses Gedankens berichtet er sehr viel über die Gegenstände in Berlin und Schwerin (wie oben vermutet wurde, unter ziemlich frischem Eindruck des dort Gesehenen). Je weiter die Arbeit fortschreitet, um so mehr führt ihn aber sein reger Geist auch zu Betrachtungen, die kaum noch in Beziehung zu dem Ereignis stehen, für das die „Vorlesung“ geplant war. Da dies die Eröffnung des „Museums für Kunst und Wissenschaft“ war, dürfte eine kurze Inhaltsangabe der Arbeit mit besonderer Berücksichtigung der Mitteilungen über hannoversche Funde erwünscht sein.

Zunächst erklärt Kemble, es werde bei einer so freudigen Gelegenheit hoffentlich nicht als abwegig empfunden, wenn er [gemeint wohl: als Ausländer] die Aufmerksamkeit deutscher Altertumsforscher auf die hier gesammelten Gegenstände lenke.

Die Sammlung des HVN sei freilich [zahlenmäßig] nicht sehr reich, enthalte aber etliche Seltenheiten und solche Stücke, die

zu wichtigen wissenschaftlichen Ergebnissen führen könnten, wenn man sie mit den Beständen anderer Sammlungen vergleiche.

Der Absatz, in dem Kemble dreier großer Männer Niedersachsens gedenkt, nämlich Hermanns, Wittekind's und Heinrichs des Löwen, beginnt mit den Worten: „Hannover ist in gewisser Weise ein Grenzland, das zwischen germanischen und slawischen Stämmen liegt.“ Der hannoversche Boden, sagt Kemble weiter, strotze von Überbleibseln einer bis in die entlegensten Zeiten zurückgehenden Vergangenheit, der er vorher „Tausende von Jahren“ zuweist. Diese Überbleibsel seien aber mit denen des ganzen übrigen Europa so übereinstimmend, daß sie Leuten gemeinsamer Herkunft zugeschrieben werden müßten; doch seien bei genauester Prüfung Unterschiede der einzelnen Stämme etwa ebenso zu erkennen, wie bei einer Sprache die unzähligen Dialekte.

Da bei Naturvölkern ähnliche Geräte bekannt seien wie aus unseren Bodenfunden, seien ethnographische Untersuchungen von großer Wichtigkeit. Neben Stein, Ton, Bronze und Eisen spielten für unsere Sammlungen und für die Altertumskunde andere Rohstoffe nur eine geringe Rolle. Mit dem Hinweis, daß Steingeräte in aller Welt vorkommen, schließt die Einleitung (S. 36-37), welche den drei Teilen über die Stein-, Bronze- und Eisenzeit (S. 37-44, 44-60, 60-70) vorangeht.

Im ersten Teil werden zunächst Einwendungen gegen die Annahme einer Steinzeit zurückgewiesen und danach behandelt, was für diese Periode kennzeichnend ist in Bezug auf:

1. Die Form der Gräber (Riesensteingräber, in England jedoch auch niedrige Hügelgräber),
2. die Art der Bestattung (in der Regel ohne Verbrennung),
3. die Form und Verzierung der in den Gräbern gefundenen „Urnen“ (eingehende Beschreibung der Tiefstichgefäße),
4. die dort in der Regel nicht mit Metall vermengt gefundenen Steingeräte (mit Hinweis auf Stücke in der hannoverschen Sammlung),
5. Schmucksachen aus Ton oder Bernstein (die als sehr ärmlich bezeichnet werden).

Bei den Steingeräten wird auf einige besonders fein gearbeitete (zum Teil aus der Magdeburger Sammlung übernommene) Feuerstein-Pfeilspitzen, einige wohl als Pflugscharen anzusprechende Stücke (dabei eins aus der Nähe von Walsrode) und einen „sehr schönen Hammer“ im hannoverschen Museum hingewiesen. Letzterer soll noch genauer besprochen werden, was aber nicht geschieht. Es dürfte die Streitaxt aus Buxtehude (Taf. III, 12) gemeint sein. Zutreffend ist die Beobachtung, daß die in Pommern und Mecklenburg häufig gefundenen halbmondförmigen Messer aus Feuerstein in Hannover selten sind.

Der Teil über die Steinzeit schließt mit der Bemerkung, daß nach den bisherigen sehr unsicheren und eingehender Prüfung bedürftigen Ergebnissen die gefundenen Schädel wohl nicht einer edlen oder zivilisierten Menschenrasse angehört hätten.

Im zweiten Teil — über die Bronzezeit — werden in gleicher Reihenfolge wie vorher bei der Steinzeit die Form der Gräber (Kegelgräber), die Art der Bestattung (teils Verbrennung, teils Beerdigung), die Tongefäße (roh und meist unverziert), die Waffen, Geräte und Schmucksachen aus Bronze (sehr ausführlich) behandelt. Von den vielen Einzelheiten interessieren uns die Mitteilungen, daß die an — heute so genannten — „hannoverschen Fibeln“ besonders reiche Lüneburger Sammlung auch eine „Krone“ [Kronenring] besitzt, daß aus einem Kegelgrab in Harmelingen bei Soltau eine aus Knochen oder Zähnen, wahrscheinlich Wolfszähnen, hergestellte „Haarnadel“ [Radnadel] ausgegraben wurde, die jetzt das hannoversche Museum als einzige ihrer Art aufbewahre, daß in diesem Museum auch Wendelringe [heutige Bezeichnung], Platten und Buckel, die vielleicht auf einem Schild aus Leder oder Holz saßen, und einige beinahe ankerförmige, einem Pferdegebiß [in Verkleinerung] ähnliche Gebilde sind, die wie Knöpfe zum Schließen eines Kleidungsstückes gedient zu haben schienen.

Den Schluß des Teiles über die Bronzezeit bildet die Beschreibung von Fundstücken aus Gold. Hier spricht Kemble davon, daß ein Prunkstück „dieses“ [in der deutschen Urschrift wohl: „unseres“] Museums ein in der Landdrostei Hannover zusammen mit einem „Bronzeschwert, vielen Urnen, Bruchstücken von Bronzenadeln usw.“ in einem Grabhügel gefunde-

ner schöner goldener [Arm-] Ring sei. Die Form der Goldringe mit trompetenförmigen Enden „wie sie in Irland ziemlich häufig vorkommt“, sei ihm in Norddeutschland nicht begegnet (das erste — und bisher m. W. einzige Stück dieser Art in unserem Gebiet wurde einige Jahre vor dem zweiten Weltkriege gefunden).

Der dritte Teil — über die Eisenzeit — beginnt mit der Feststellung, daß hier zwei verschiedene Nationen, nämlich Germanen und Slawen, in Betracht zu ziehen seien. Deshalb sei das Studium der heidnischen Grabaltertümer dieser Periode sehr schwierig, außerdem aber auch wegen der schlechten Erhaltung der Eisensachen. Die Tongefäße könnten ebenfalls leicht zu Irrtümern verleiten. Die slawischen seien daran zu erkennen, daß sie sich durch sehr hohes Kunstgefühl auszeichneten und in rein slawischen Ländern gefunden würden.

Nach Beschreibung einiger keltischer Streitwagen-Funde in England folgen unter Heranziehung früher Schriftsteller-Nachrichten und nordischer Sagas Betrachtungen über die Germanen und andere Völker, und insbesondere ihre Waffen, danach eine Behandlung der in Gräbern mitgefundenen Tierknochen und der Stellung des Menschen zu den Tieren (woraus zu ersehen ist, daß Kemble ein sehr großer Hundefreund gewesen sein muß), sowie endlich der Funde von pflanzlichen Resten mit Ausführungen, die auch auf das Gebiet der Volkskunde übergehen. Damit endet unvermittelt der Teil über die Eisenzeit, für den insbesondere die Bemerkung Lathams im „Allgemeinen Vorwort“ gilt, daß weitere Notizen Kembles weggelassen sind.

Von Funden in Hannover wird im dritten Teil nur gesagt, daß die mittelgroßen bei Stade [Perlberg] gefundenen Urnen mit sehr gefälligen Kreisen, einige auch mit ungefähr fingerbreiten halbkreisförmigen Linien, Sternen und Tüpfeln, dreieckigen Figuren und dergleichen verziert, und die größeren und etwas einfacheren Urnen aus der Nähe von Nienburg von edlerer Gestalt seien, daß in einem eisenzeitlichen Grabhügel unweit von Nienburg Knochen von Pferden mit solchen von Menschen zusammen gefunden wurden, sowie daß das Privatmuseum des Herrn Mayer in Liverpool Eberhauer besitzt, die aus hannoverschen Grabhügeln entnommen wurden.

VI. Die „Horae feriales“ als Zeugen für Kembles Stellung zu urgeschichtlichen Problemen

Schon in der auf das Drei-Perioden-System gegründeten „Vorlesung“ weist Kemble darauf hin, daß Stein-geräte auch noch bis weit in die Metallperioden hinein gebraucht wurden (Näheres folgt weiter unten) und daß Bronze- und Goldsachen auch der Eisenzeit angehören können. Letzteres zeigen zunächst folgende Worte (H. f. S. 47): „Aber das am deutlichsten ausgeprägte, wenn nicht einzige Kennzeichen für diese Periode [Bronzezeit], auf das man sich verlassen kann, sind die kurzen Kupfer- oder Bronzeschwerter, welche, wenn auch nur spärlich, in den Kegelgräbern begegnen. Alles außerdem, nicht nur Ringe, Ketten und andere Schmucksachen, sondern auch Waffen mögen bis in eine spätere Periode weiter in Gebrauch gewesen sein, und selbst Äxte, Speer- und Lanzen spitzen sind identisch mit denjenigen aus dem Eisen-Alter.“ Im Gegensatz hierzu erklärt er allerdings später die „Handbergen“ für zweifellos bronzezeitlich (S. 56), und auch die anschließend beschriebenen Spiral- und Plattenfibeln, „Haar“- (Rad-) und „Kleider“- (Scheiben-) Nadeln und anderes weist er ohne Einschränkung der Bronze-Periode zu. Er bezweifelt aber insbesondere, daß dieser die Bronzehelme angehören (S. 52). Von den „Kronen“ (Kronenringen) sagt er (S. 53): „Aber es kann nicht mit einiger Sicherheit entschieden werden, ob diese zur Bronze-Periode gehören oder nicht, obwohl das erstere wahrscheinlich ist. Auf jeden Fall ist die Theorie von ausgezeichneten Altertumsforschern [besonders Lisch] aufrecht erhalten worden, deren Autorität zu widersprechen ich nicht wagen kann. Erst nach eingehender Untersuchung und der etwaigen Entdeckung solcher Altertümer in gutbeglaubigten Gräbern der Bronze-Periode kann die Frage mit einiger Sicherheit entschieden werden.“ Ebenso kritisch schreibt er von Armringen (S. 54): „Wenn jemand zu bestimmen wünscht, welcher Periode irgend ein einzelnes Stück zuzuschreiben ist, so müssen alle mit seiner Auffindung verknüpften Umstände genau in Rechnung gestellt werden.“ Anschließend erklärt er es als sehr unsicher, ob alle Fingerringe von Bronze „zu der reinen Bronze-

Periode gehören", und ebenso vorsichtig ist er bezüglich der goldenen Armringe.

Die Ergebnisse seiner Ausgrabungen im Amte Soltau gaben Kemble keinen Anlaß, an der Richtigkeit des Drei-Perioden-Systems zu zweifeln. Er wendet gegen dieses auch noch nichts ein in seiner „Beschreibung eines merkwürdigen Thongefäßes in der Sammlung des historischen Vereins zu Hannover“¹¹. Während er aber in der „Vorlesung“ der Autorität Lischs bezüglich der Datierung der Kronenringe — trotz seines Zweifels — nicht zu widersprechen wagte, sagt er von der Hausurne von Klus bei Halberstadt, die er hier nebst dem mit ihr zusammen gefundenen Bruchstück vom Deckel einer weiteren veröffentlicht (beide Stücke kamen mit der Münsterschen Sammlung zu der des HVN): „Diese Form [wegen derer er sich auf die „deutschen Hütten auf der Antonius-Säule“ (Marcus-Säule) bezieht], ebenso wie die sehr gewöhnliche Thonmasse, führt zu der Meinung, diese Urne wenigstens gehöre einer durchaus spätern Zeit an, als der Bronzeperiode.“ Dieser hatte Lisch die vier bis dahin bekannten Hausurnen zugeschrieben.

Kembles Zutrauen zur Richtigkeit des Drei-Perioden-Systems wird wankend durch seine Ausgrabungen im Amte Oldenstadt 1854. Die Abhängigkeit von Lisch bezeugen zunächst die Worte im Bericht 1854, daß der für seinen Bauer Pflastersteine beschaffende Tagelöhner „weder Steinbett, noch Kegelgrab, noch Wendenkirchhof“ schont (S. 167). Die auf Bronze-Fibeln vom Früh- bzw. Mittellatène-Schema bezügliche Anmerkung (S. 180) läßt Bronze- und Eisenzeit als selbständige Perioden gelten und bezweifelt nur die Zuweisung der Fibeln. Dann aber heißt es (S. 184): „Der Unterzeichnete, obwohl er bekennt, daß nach seiner Meinung die verehrten Mitforscher in Dänemark und Mecklenburg die Eintheilung in eine Stein-, eine Bronze- und eine Eisenzeit viel zu weit getrieben haben, will hier keine Theorie aufstellen und in keine Polemik sich einlassen.“ Und ferner: „Da wir Feuersteinmesser, bearbeitete Granitgerölle,

¹¹ Zeitschr. HVN 1851 [1854], S. 389-392 mit Abb. auf S. 391. Einen im Museum für Völkerkunde und Vorgeschichte in Hamburg von mir eingesehenen Sonderdruck dedizierte Kemble an Lisch unter dem Datum: 3. Dezember 1854.

Bronze-Armringe, Glasperlen und Eisen in einem ziemlich guten Kegelgrabe gefunden haben, so verdient die Sache wohl die Aufmerksamkeit der norddeutschen Alterthumsforscher in keinem geringen Grade."

Deutlicher wird Kemble in „Grab-Gegenst.“ (H. f. S. 236): „Lisch dagegen, der sich selbst eingeredet hatte, daß dieses Bronzegefäß [der „Kessel“ des Wagens von Peccatel] im Charakter zu den anderen Bronzen aus dem, was er Bronzealter nennt, passe . . . erklärte es unbedenklich für germanisch."

In „Totenurnen Stade“ finden sich unmittelbare Bemerkungen zum Drei-Perioden-System nicht. Aber Kemble behandelt hier spätbronzezeitliche Rasiermesser aus Norddeutschland und Dänemark zusammen mit einem in einem sächsischen Grabe in England gefundenen eisernen Messer, ohne zu erwägen, daß ein großer Zeitunterschied zwischen ihnen besteht (H. f. S. 228).

In „Begr. u. Verbr.“ spricht Kemble zwar von der Eisen-Periode. Aber er bezeichnet es als besonders bedeutungsvoll, daß von den 14 „Todtenhügeln“, die Wilhelmi 1827/28 in Sinsheim ausgrub, „fast jeder“ [was jedoch nicht zutrifft] zusammen mit den mit Eisen bewaffneten und mit Bronze geschmückten Skeletten einen Flint-Dolch oder einen Stein-Kelt enthalten habe. Sicherlich sind diese Worte gegen das Drei-Perioden-System gerichtet. Dafür spricht besonders, daß er fortfährt: „Aber dem bedeutendsten von mir durchforschten Friedhof, nämlich dem von Molzen, der mehr als zweihundert Urnen des Eisenalters enthielt, entnahm ich einen schönen Flintdolch und einen gut gearbeiteten Hammer von Hornblende [in der „Ansprache“ sagt er: von schwarzem Basalt]. Auf dem Friedhof in Ripdorf, auf dem ich fast 60 Urnen heil hob, fand ich auch einen Dolch von Flint [Bruchstück] und reichlichst Flintspäne von der Art, die wir Messer nennen; und dies auf einem Platz, wo auf Meilen im Umkreis kein Flint zu finden ist[!]. Graf Münster fand eine Axtklinge von Stein zusammen mit einer Bronzenadel unter ähnlichen Umständen in einem Tumulus in Nienburg“ (H. f. S. 103).

Während die „Heidn. Best.“ nichts zur Frage des Drei-Perioden-Systems bringen, erklärt sich Kemble in der „An-

sprache" unmißverständlich dagegen¹². Das Vorhandensein einer Steinzeit gibt er freilich zu, warnt jedoch nach — im übernächsten Abschnitt wiedergegebenen — Ausführungen darüber, daß Steingeräte auch noch in viel späterer Zeit benutzt wurden, vor einer uneingeschränkten Anwendung des „Kanon von Kopenhagen“ (H. f. S. 74). Und bald darauf (S. 75) schreibt er: „Soweit ich darüber urteilen kann, liegt keinerlei Beweis dafür vor, daß Bronze gebraucht wurde, weil es kein Eisen gab, und kein rechter Grund für einen Zweifel, daß die beiden Metalle gleichzeitig gebraucht wurden.“ Ganz besonders aber verwirft Kemble in der „Ansprache“ die Verquickung des Drei-Perioden-Systems mit Volkstumsfragen, worüber weiter unten berichtet wird.

Die Theorie, daß Steingeräte nur im Kultus verwendet seien, lehnt Kemble in der Einführung zu dem Teil über die Steinzeit in der „Vorlesung“ mit folgenden Ausführungen ab (H. f. S. 37-38): „Es soll nicht verschwiegen werden, daß . . . von einigen diese Steingeräte als im Kultus verwendete Gegenstände, das heißt also als Opfergeräte, betrachtet wurden, oder als symbolische Rangabzeichen und so weiter; und diese Meinung wurde allgemein in den Anfängen der Altertumsforschung vertreten. Aber eine derartige Theorie ist so schwierig zu stützen, sei es durch angenommene Analogie, sei es durch direkten Beweis, daß wir uns nicht entschließen können, sie als begründet zu betrachten. Mit ganz wenigen Ausnahmen sind die Begleitumstände ihrer Entdeckung — die Steingeräte werden z. B. nur in einer ganz bestimmten Klasse von Grabdenkmälern gefunden — entweder identisch oder jedenfalls sehr ähnlich; dabei können die Ausnahmen leicht und befriedigend erklärt werden, [daß Kemble selbst dies später nicht tat, haben wir oben gesehen]. Denn da die Mehrzahl solcher Geräte tatsächlich gar nicht in Begräbnisstätten . . . entdeckt werden, so können wir ihnen keinerlei auf den Opferkult bezügliche oder

¹² Er weist hier (H. f. S. 72) auch darauf hin, daß es eigentlich nicht neu, sondern im wesentlichen schon von Eckhart (vgl. dazu Gummel, Forschungsgeschichte, S. 96) u. and. erkannt worden sei. Daß Kemble auch sonst im alten Schrifttum zur deutschen Urgeschichte recht gut bewandert war, zeigen besonders seine diesbezüglichen Ausführungen in „Begraben u. Verbr.“ (H. f. S. 86 f.).

heilige Bedeutung beimessen. Wenn wirklich das Gegenteil der Fall gewesen wäre, müßten wir in den Grabdenkmalen aus der Stein-Periode neben den Steingeräten auch noch andere Gegenstände gefunden haben. Wer soll glauben, daß, wenn den Priestern ihre Opfermesser und andere Geräte mit ins Grab gegeben worden wären, sie nicht ebenfalls kunstreiche Schmucksachen, Utensilien von Gold, Bronze oder Eisen besessen hätten, welche in ihren Gräbern gefunden sein würden, wenn derartige Gegenstände ihren Zeitgenossen bekannt gewesen wären? Wer kann bestreiten, daß in diesen Grabdenkmalen Frauen und Kinder Seite an Seite mit den Männern bestattet wurden? Und doch sind Urnen und Steinäxte (Keile, Keulen [mauls], Celte), Hämmer, Dolche, Speer- oder Pfeilspitzen und wenige dürftige Schmucksachen wie etwa Perlen (aus Bernstein oder anderem Material) alles, was immer in diesen Gräbern gefunden wird. Sollten die Weiber und Kinder von Priestern ganz ohne Schmuck in ihren Gräbern gelegen haben, während andere Stände mit Kostbarkeiten ausgestattet wurden, wie bronzenen oder goldenen Diademen, Halsbändern, Ringen und Reifen für die Füße, Spangen, Perlen und Ketten? Und hier dürfen wir nicht vergessen, daß Steingeräte derselben Art noch hier und da bei heutigen Völkern anzutreffen und daß sie in praktischem Gebrauch sind.“

Diesen Darlegungen schließen sich solche über die Benutzung von Steingeräten in späterer Zeit als der Steinzeit an:

„Ich habe schon bemerkt, daß Ausnahmen leicht als solche zu erkennen sind. Sie bestehen in der Tatsache, daß hier und da — indessen sehr selten — Steingeräte in Grabhügeln gefunden werden, welche außerdem Gegenstände von Bronze oder Eisen enthalten und andere — im Augenblick nicht interessierende — Merkmale haben, welche für eine spätere Periode sprechen. Aus mancherlei Gründen mögen sich die Leute einer späteren Periode Überbleibsel aus einem früheren Zeitalter angeeignet haben. Noch heute betrachtet der Landmann eine Steinaxt mit abergläubischer Ehrfurcht; er sieht in ihrem Besitz einen Schutz gegen Blitzschlag und Krankheit; und aller Wahrscheinlichkeit nach

waren seine Vorväter derselben Meinung¹³. Außerdem werden Stein und Knochen für Stoß- und Wurfaffen noch lange gebraucht, nachdem man die Bekanntschaft der Metalle gemacht und Waffen für den Nahkampf aus ihnen hergestellt hatte. Jemand, der eine Steinaxt oder einen Steinhammer fand, mag sie sehr wohl benutzt haben, auch wenn er im Besitz von bronzenen oder sogar eisernen Waffen war; doch werden sie schwerlich von ihm angefertigt worden sein, nachdem er die Kunst, das Eisen zu schmelzen und zu strecken, gelernt hatte; sie erforderten zu viel Arbeit und waren gar zu leicht zerbrechlich, um noch angefertigt zu werden, nachdem die Menschen einmal mit einem Metall bekannt geworden waren, das sich sowohl hämmern ließ als auch haltbar war.“

Zu diesem Gegenstand äußert sich Kemble auch später in der „Ansprache“ (H. f. S. 74 f.): Noch in der Schlacht bei Hastings 1066 hätten die Sachsen Steinwaffen geschwungen und gelegentlich sogar im 30jährigen Krieg die Soldaten von Wallenstein und Tilly alte (von ihnen gefundene) Steinhämmer als wirkungsvolle Angriffswaffen gebraucht. Selbst heute noch gehe der englische Bauer, wenn er beim Schafhüten eine geschliffene Steinbeilklinge seiner Vorfahren gefunden habe, damit in den Wald und lasse sie in einen jungen Baum ein; wenn sie dann im Laufe von ein oder zwei Jahren festgewachsen sei, brauche er nur den Schaft zurechtzuschneiden, und habe eine handliche Axt. Man dürfe also den Kanon von Kopenhagen nicht ohne Einschränkung anwenden. Und ein weiterer Punkt sei hierbei zu beachten. Noch heute seien mit Steingeräten abergläubische Vorstellungen verbunden. In vielen Teilen Deutschlands, und soweit er unterrichtet sei, auch in Irland und Schottland, würden sie bei Erkrankungen des Viehs als Amulette gebraucht. Als Sammler habe man nie größere Schwierigkeit, ein Steingerät zu bekommen, als wenn sein Besitzer sich sträube, es herzugeben, weil er es als nützliches Heilmittel für sich und seine Nachbarn betrachte. Und in vielen Gegenden Deutschlands glaube man fest daran, daß die »Donnerkeile«, wie sie genannt würden, ein wirksames Mittel ge-

¹³ Diese Auffassung finden wir in der „Ansprache“ wieder, nachdem sie in der Zwischenzeit von Kemble zur Erklärung hier in Betracht kommender Erscheinungen nicht herangezogen wurde.

gen Blitzschlag seien; offensichtlich zeige sich darin ein Nachleben der alten Verehrung Thors. Geistliche und weltliche Schriftsteller bezeugten, daß die Germanen [der Bekehrungszeit] Steinkult übten. Aus eigener Erfahrung wisse er, daß noch auf den Begräbnisplätzen der letzten heidnischen Geschlechter häufig alte Steingeräte niedergelegt seien, zweifellos, weil sie irgendwie für heilig gehalten wurden (vgl. vorige Anmerk.). Kemble fährt fort: „Diejenigen Steinspäne, die wir Messer zu nennen übereingekommen sind, sind niemals häufiger als in der Nähe von Gräbern der Eisen-Periode [ein „Rückfall“ Kembles in den „Kanon von Kopenhagen“!]; und eins der sichersten Anzeichen für mich, daß ich mich in der Nähe eines solchen Begräbnisplatzes befand, war die massenhafte Auffindung von jenen Flintsplittern auf dem Boden um mich herum. Ich besinne mich, daß ich bei einer Gelegenheit, nachdem ich [in Molzen] fast zweihundert Urnen mit Ketten und Fibeln von Bronze und Eisen ausgegraben hatte, auf eine kleine Kiste kam, in der ein prachtvoller Hammerkopf von schwarzem Basalt und einer von jenen Dolchen niedergelegt waren, welche, wie ich glaube, in diesem Lande [Irland] unbekannt sind, von denen sie aber ein Exemplar in der vom König von Dänemark an die Königlich Irische Akademie gesandten Sammlung besitzen. In ähnlicher Weise wurden aus dem Friedhof in Retdorf [Ripdorf] mehr als neunzig [nein! sechzig] Urnen gehoben, welche mit einem zerbrochenen Silex-Dolch und mit etlichen hundert Flintsplittern ausgestattet waren, die nicht selten absichtlich rund um die einzelnen Urnen selbst niedergelegt waren“¹⁴. Es folgt dann noch die Bemerkung, daß es noch ein großes archäologisches Problem sei, welcher Rasse [hier wie auch sonst im Sinne von Volk oder Völkergruppe] die erste Anfertigung der Steingeräte zugeschrieben werden müsse. Sicher aber seien sie, aus verschiedenen Gründen, bis an die Schwelle der historischen Zeiten in Benutzung gewesen.

¹⁴ Das Dolch-Bruchstück wurde laut Kembles Bericht 1854 nicht in oder bei einer Urne, sondern auf dem Gipfel der nördlichsten Kuppe des Galgenberges gefunden, auf deren NW-Abhang Kemble „ungefähr“ 65 Urnen und einige oder mehrere Knochenlager auf dem Urnenfriedhof fand, nach dem Schwantes seine Ripdorf-Stufe benannte.

Als Kemble seine „Ansprache“ hielt, wußte er, daß menschliche Geräte zusammen mit Knochen von ausgestorbenen Tieren gefunden seien, sowie auch andere Belege für das sehr hohe Alter von Stein-, Knochen- und Geweihwerkzeugen. Die Verantwortung dafür, daß solche schon in Perioden gefunden werden, welche „einen fast unendlichen Zeitabstand von der unsrigen haben“ bzw. daß zwischen ihnen und dem ersten Erscheinen der Metalle „eine fast unberechenbare Zeit verstrichen“ sein müsse, überläßt er aber den Geologen (H. f. S. 72).

Auf die Bedeutung ethnographischer Vergleiche weist Kemble grundsätzlich schon in der Einleitung zur „Vorlesung“ hin (H. f. S. 37). Im einzelnen nennt er bei den Steinbeilen mit Schäftungsrille zwei derartige Stücke aus Surinam, die ihm Hofrat Klemm in Dresden zeigte, und ein weiteres, höchstwahrscheinlich aus der Südsee, in der Königlichen Kunstkammer in Berlin (S. 43 f.). Entsprechungen zu unseren Bronzekelten gebe es unter den Eisenäxten der Gallas in Afrika (S. 51), Fußringe — allerdings von Silber — bei den indischen Frauen (S. 55). Eine Speerspitze und zwei Messer von Knochen in Kopenhagen bzw. Berlin, die mit Feuersteinsplintern besetzt sind, vergleicht Kemble in der „Ansprache“ mit Waffen, bei denen entsprechend Haifischzähne oder — in Mexiko — Obsidianstücke verwendet sind (H. f. S. 73).

Im älteren Schrifttum waren die Beigefäße zu Urnen häufig als „Tränenkrüglein“ oder „Tränen-Urnen“ gedeutet worden. Geschah das zwar zu Kembles Zeit wohl kaum noch — die Bezeichnung freilich erhielt sich noch lange, doch meist mit dem Zusatz „s. g.“ —, so nahm er doch in der „Vorlesung“ dagegen Stellung¹⁵. Vielleicht handele es sich hie und da um Kinderspielzeug, wahrscheinlich aber sei für die Anwesenheit der Beigefäße ein Einfluß der weitverbreiteten Sitte anzunehmen, daß dem Toten Speise mit ins Grab gegeben wurde (H. f. S. 47).

¹⁵ Ein bei der Korrektur übersehener Druckfehler entstand wohl dadurch, daß der Setzer sich unter „tearurns“ (Tränenurnen) nichts vorstellen konnte und deshalb „teaurns“ (Teekoher) daraus machte!

Als Kemble später („Totenurnen Stade“) über Tongefäße in Körpergräbern spricht, erklärt er, sie seien entweder bestimmt gewesen, um Weihwasser, oder, sofern es sich um Heiden handelte, um die Fleischbrühe von den Opfer-Mahlzeiten zu Ehren der Toten aufzunehmen. Dabei erbost er sich in einer Anmerkung darüber, daß in England soviel Unsinn über Opfer und dergl. geschwätzt sei. Er wolle deshalb ein für alle Mal feststellen, daß das Opferfleisch bei den Germanen gekocht und nicht gebraten wurde (H. f. S. 222).

Altersunterschiede sieht Kemble bei den Tongefäßen hinsichtlich Stoff, Form und Verzierung. In der „Vorlesung“ — noch auf Lisch gestützt — erkennt er richtig, daß die Tonware der Bronzezeit in jeder Beziehung hinter der der Steinzeit zurücksteht (S. 46). Bei der Eisenzeit hebt er besonders die geschmackvolle Form und schöne Verzierung der von ihm nach Lisch als slawisch betrachteten Urnen hervor, d. h. in Wirklichkeit der germanischen Mäanderurnen und ähnlicher (S. 61). Bei den Bronze-Nippzangen erklärt er in „Totenurnen Stade“ deutlich die jungbronzezeitlichen (H. f. S. 227, Abb. 3) für früher, diejenigen aus [Perlberg bei] Stade (a. a. O. Abb. 4) für später.

Daß Kemble auch Verständnis für Formentwicklung besaß, zeigt folgender Satz der „Vorlesung“ über die Bronze-„Kelte“, unter deren verschiedenen Namen der englische Übersetzer auch „pfriemen“ (statt „frameae“) bringt: „Die einfachste und unvollkommenste, folglich vielleicht älteste Form, ist die eines nicht selten aus reinem Kupfer hergestellten Keils; dieser Keil verjüngt sich an dem der Schneide entgegengesetzten Ende und kann somit in einen hölzernen Schaft eingelassen werden, aber da diese Methode geeignet war, das Holz zu spalten, kam eine Schulter, oder wie man eine derartige Vorrichtung nennen will, in Gebrauch, die das Metallgerät an seinem Platze festhalten sollte.“

Über bronzezeitliche Gießereifunde handelt eine der wenigen in Kembles Nachlaß gefundenen noch nicht gedruckten englischen Aufzeichnungen (S. 141 f.). Franks meint, es sei richtig, sie wiederzugeben, obwohl er selbst der Ansicht Kembles nicht zustimmt. Kemble glaubt, die Angelsachsen hätten alte

Bronzegegenstände eingeschmolzen, um das Zinn zu gewinnen und zu exportieren!

Eine weitere technologische Anschauung Kembles mutet uns heute auch eigenartig an. Er schreibt („Totenurnen Stade“; H. f. S. 231): „Sie [die Urne (in Molzen)] enthielt eine lange Haarnadel und eine kleine Tasse von Ton, welche wie gewöhnlich niemals im Feuer gewesen war...“ Die Annahme, es könne das Feuer des Scheiterhaufens gemeint sein, wird m. E. dadurch hinfällig, daß Kemble von einem tasenförmigen Beigefäß zu einer Urne von Ripdorf in seinem Bericht 1854 mitteilt: „Die Masse ist ein hellgelber, feingemengter, weicher, sehr schlecht oder vielleicht sogar durchaus nicht gebrannter Ton.“

Aus seinen oben wiedergegebenen gegen das Drei-Perioden-System gerichteten Ausführungen ergibt sich, daß Kemble weder Wesen noch Begriff der *Nachbestattung* kannte. Das hatte wohl größtenteils seinen Grund in Kembles Auffassung, daß viele Grabhügel niemals Gräber enthalten hätten, von denen wir heute in der überwiegenden Mehrzahl oder so gut wie allen annehmen können, daß die Knochen der einst in ihnen vorhandenen Körpergräber restlos vergangen waren. Kemble gibt in „Begraben u. Verbr.“ selbst an, er habe „fünfzig 4 bis 6 Fuß hohe, vollkommen kreisrunde und auf vollkommen ebenem Boden stehende Tumuli einen nach dem andern geöffnet und absolut nichts in ihnen gefunden“ (H. f. S. 99).

Er deutet diese „leeren Grabhügel“ durch die Annahme, daß einige vielleicht gleich bei der regelrechten und förmlichen Landnahme angelegt wurden. Daß bei dieser ein Teil der Dorfflur oder ein Grenzgebiet zwischen mehreren Feldmarken von vornherein als Ruhestätte für die Toten bestimmt wurde, sei ihm wenig zweifelhaft; und möglicherweise sei diese einfach durch Errichtung bestimmter [leerer] Grabhügel — oder die Aufstellung hoher Steine — bezeichnet worden. Die Beisetzung vieler Urnen in einem Grabhügel, und zwar im allgemeinen in unregelmäßigen Tiefenlagen und mit unregelmäßigen Abständen, beweise hinreichend deutlich, daß nicht der Hügel über den Urnen aufgeworfen, sondern zu deren Ein-

setzung Gruben in den Hügel eingetieft wurden, letzterer also tatsächlich schon vor den Bestattungen da war (a. a. O.).

In dem Aufsatz „Begraben und Verbrennen“ erklärt Kemble, daß letzteres alleinherrschende Sitte bei allen „teutonischen“ — und anderen — Völkern gewesen sei, solange sie Heiden waren, daß aber da, wo die Leichen unverbrannt bestattet wurden, schon der Übertritt zum Christentum stattgefunden oder zum mindesten Furcht vor Strafe die unbekehrten Anhänger des Heidentums veranlaßt habe, ihre Bestattungsart zu ändern¹⁶. Immerhin hätten diese auf Mittel gesonnen, ihren alten Brauch — wenn auch z. T. nur symbolisch — heimlich fortzusetzen. Als Beleg dafür erscheint ihm ein Befund in Elze besonders bedeutsam: „Ein schlagender Beweis [dafür, daß Feuer als heilig galt] begegnet mir in einem Grabe, in welches, wie es scheint, beinahe heimlich Feuer eingeführt wurde, obgleich die Leichen offensichtlich nicht der vollen Kraft des Scheiterhaufens ausgesetzt waren. Vor einigen Jahren wurde in Elze bei Hildesheim ein Grabhügel abgetragen. Auf seinem Grunde wurden sechs Hohlräume oder, wie sie manchmal genannt werden, Kisten gefunden. Fünf von diesen waren fast ganz mit Aschenresten von Holz gefüllt, und über jeder lag ein Skelett ausgestreckt auf dem Rücken. Der sechste Hohlraum hatte nicht solchen Inhalt, sondern dicht bei ihm standen eine kleine Urne und ein Spindelstein, das einzige Gerät irgendwelcher Art, das in dem Grabhügel entdeckt wurde. Der Hügelfuß war von einem Steinkreis eingeschlossen. Es ist eine Bemerkung mit der Erklärung hinzugesetzt worden, daß dies ein Grab aus einem Übergangsstadium sei, — von Christen, welche ihr Heidentum noch nicht ganz aufgegeben hatten; oder von Heiden, welche zwar aus Furcht vor dem Gesetz davon absahen, einen Scheiterhaufen zu errichten, der die Leichen

¹⁶ Die Schwierigkeit, die hier das „Childerich-Grab“ bereitet — da ja erst Childerichs Sohn Chlodwig Christ wurde —, glaubt Kemble unt. and. dadurch beseitigen zu können, daß er den Siegelring [mit Umschrift „CHILDERICI REGIS“] als Ring *dubiae fidei* bezeichnet. Denn es habe ja später viele Merowinger-Prinzen dieses Namens gegeben, die sich, da sie aus königlichem Geblüt stammten, auch „König“ nannten. Es sei sehr wohl möglich, daß Tournay die Apanlage irgend eines salischen Hauses gewesen sei (H. f. S. 94).

ganz verzehrte, aber doch einen Plan ersonnen hatten, um wenigstens einen Teil des Fleisches zu verbrennen, und zwar mittels unter den Toten entzündeten und mit Heidekraut, Schilfgras und Farnkraut unterhaltenen Feuern, deren Flamme nicht weithin zu sehen war" (H. f. S. 98) ¹⁷. Bei nochmaligen Erwähnungen dieses Fundes, dessen Deutung er sich anschließt (falls er nicht etwa überhaupt ihr Urheber ist) ^{17a}, sagt er zunächst (H. f. S. 101): „Der Leichnam wurde nicht in Asche verwandelt, sondern [nur] versengt.“ Später (S. 104) stellt er anheim, die Bedeckung einiger Sinsheimer Skelette mit Asche und Holzkohle entsprechend seiner Erklärung der Verhältnisse in dem Grabhügel von Elze zu deuten. Daß Kemble seine Ansicht etwas geändert hat, ergibt sich aus seinen Worten in der dem Aufsatz „Begraben u. Verbr.“ angefügten „Zusätzlichen Bemerkung“. Zunächst wird eine Mitteilung aus der „Times“ vom 23. Oktober 1856 abgedruckt, in der über Körpergräber mit Feuerspuren berichtet wird. Seine Ausführungen dazu beginnt Kemble mit folgenden Sätzen (H. f. S. 105): „Dies scheint mir ein analoger Fall zu dem von mir in meiner Abhandlung über Begraben und Verbrennen berichteten aus Elze zu sein. Er scheint weniger ein heidnisches als ein halbchristliches Begräbnis darzustellen. Doch ist es auch möglich, daß sich irgend ein derartiger Übergangszustand zwischen heidnisches Verbrennen und christliches Begraben eingeschoben hat. Es war ziemlich gleichgültig, in welcher Weise das Feuer angewendet wurde, — Hauptsache, daß es angewendet wurde.“ Bezüglich Feuerspuren heißt es ferner in dieser Aufzeichnung: „Ich erinnere mich auch, daß ich beim Öffnen eines sehr großen Grabhügels in Molzen auf einem Gelände, das dem Pastor Prella gehört, einen ungefähr 3 bis 4 Fuß hohen aus Steinen aufgebauten Kreis, oder wie Lisch ihn nennt: Wall fand, dessen ganzes Inneres sehr kräftige Spuren von Feuer und gewisse Mengen von Holzkohle aufwies. Da

¹⁷ Als Quelle gibt Kemble in einer Anmerkung einen Bericht in der dem HVN gehörenden Manuskripten-Sammlung an. Ob die dem Bericht hinzugefügte Erklärung von dem [ungenannten] Berichterstat-ter oder von jemand anders stammt, ist nicht ersichtlich.

^{17a} Die Deutung stammt wohl von Wächter. Vgl. dessen Aufsatz „Entdeckung eines altdeutschen Grabes im Amte Calenberg in der Nähe von Elze“; Hannov. Magazin 1840, S. 601 ff.

war kein Zeichen irgend welcher menschlichen Beisetzung; es ist aber sehr wohl möglich, daß diese in irgend einem anderen Teil des Hügels stattgefunden hat, der so mächtig war, daß wir eine Seite von ihm ungeöffnet ließen.“

Als Kemble in „Heidn. Best.“ den gleichen Hügel zur Stütze seiner Auffassung über den Vorgang bei der Leichenverbrennung benutzt, erfahren wir, daß der „Wall oder die kreisrunde Steineinhegung“ ungefähr 7 Fuß Durchmesser hatte. Auch bemerkt Kemble noch, die Nicht-Auffindung eines Grabes könne auch daran liegen, daß er in dem ebenen Boden am Grunde des Hügels nicht gegraben habe; er habe erst später gelernt, daß es notwendig sei, auch diesen zu untersuchen. Bezüglich der Einäscherung nimmt er an, daß man die Toten auf ein Bett von rotglühenden Steinen gelegt und so verbrannt habe. Besonders habe man das da gemacht, wo Holz knapp war. Antwort auf die naheliegende Frage, womit denn die Steine zur Rotglut erhitzt wurden, finden wir erst zwei Seiten später: wahrscheinlich mit leicht brennbarem Holz, besonders Dornen! Vor der Heranziehung des schon erwähnten Hügels von Molzen berichtet Kemble über zwei andere in dem gleichen Orte und einen weiteren, den er — höchstwahrscheinlich — im Amte Soltau ausgrub. Er schreibt (H. f. S. 120): „Auf diesen [oben geschilderten] Schluß wurde ich durch die nicht seltene Entdeckung gebrannter Knochen unter und zwischen Steinhaufen ohne Anwesenheit einer Urne hingelenkt. Sehr eindrucksvoll war ein Fall dieser Art, der in Molzen vorkam. Am Grunde eines mäßig großen Grabhügels, der mit Steinen gepflastert war, lag eine fast fünf Fuß lange Schicht von kalzinierten Knochen und Asche; darüber waren drei oder vier Lagen ähnlicher Steine gehäuft, die sämtlich stark kalziniert waren; etwa in der Gegend der Brust war eine kleine ungefähr sechs Zoll hohe Urne niedergesetzt, die eine ungewöhnliche Form hatte, aber so weit wir das beurteilen konnten, nichts als feinen Sand enthielt, der in sie hineingesickert war. In einem anderen sehr großen Grabhügel auf demselben Felde fanden wir einen Haufen von menschlichen und tierischen Knochen, die zusammen in einen wuchtigen Steinhaufen gepackt waren; die Steine selbst waren alle der Einwirkung von Feuer unterwor-

fen gewesen; und über, unter und an jeder Seite um sie herum, waren im Überfluß deutliche Anzeichen dafür vorhanden, daß dort etwas gebrannt hatte. In diesem Falle war überhaupt keine Urne vorhanden. Ein ähnlicher Fall begegnete mir auf einem Begräbnisplatz in einem anderen Teil Norddeutschlands. Hier fanden wir einen langen Steinhaufen mit einer Höhlung am Gipfel; er war fast sieben Fuß lang und trug unverkennbare Zeichen von Feuer. An einer kleinen Stelle an dem einen Ende des Haufens war alles gesammelt, was von den kalzinierten Knochen übrig geblieben war, und das Ganze war mit ein oder zwei Lagen von Steinen bedeckt."

Die Frage nach dem Volkstum der urgeschichtlichen Bewohner Europas wurde in damaliger Zeit häufig in der Weise beantwortet, daß jeder der drei Hauptperioden ein besonderes Volk zugeschrieben wurde. In Süddeutschland betrachteten nicht wenige Forscher die Kelten als die „Bronzezeit-Leute“ (die sogar von den „steinzeitlichen“ Germanen unterjocht sein sollten), bevor Lindenschmit gegen diese „Keltomanie“ mit dem ihm eigenen Hohn und Spott zu Felde zog. Im Norden herrschte die Auffassung von Lisch, welcher die Steinzeit mit dem Urvolk — später „Hünen“ genannt, so in dem oben erwähnten Vortrag in Dresden 1852 —, die Bronzezeit mit den Germanen, die Eisenzeit mit den Slawen verband. Giesebrechts schon 1838 erhobener Einwand, daß doch auch die Germanen das Eisen kannten, war wirkungslos geblieben. Der Ansicht, daß der Stein- und der Bronzezeit jeweils ein besonderes Volk zukäme, hat sich auch Kemble anscheinend nicht entziehen können, war aber vorsichtig genug, sich nicht auf bestimmte Völker festzulegen. Er bezeichnet es vielmehr, wie oben S. 37 schon mitgeteilt wurde, als großes, archäologisches Problem, wem die Anfertigung der Steingeräte zugeschrieben werden müsse¹⁸. Zu

¹⁸ Daß er jedoch einmal nicht weit davon entfernt war, eine bestimmte Theorie gutzuheißten, zeigen folgende Worte aus der „Vorlesung“ (S. 39): „Die in Frage kommenden Steinhäuser [Riesensteingräber] haben oft einen niedrigen Eingang, den man nur beschreiten kann, wenn man in die Knie geht. Mit dieser Eigentümlichkeit weisen sie eine auffallende Ähnlichkeit mit den Winterhäusern auf, in denen der Grönländer mit seiner Familie und Freunden die Wiederkehr der milderen Jahreszeit erwartet; und dieser Umstand hat zu der Annahme geführt, daß derartige Steingräber als Imitationen von Häu-

der in der „Vorlesung“ (S. 47) gemachten Erklärung, es sei „noch nicht entdeckt, wer die Leute der Bronzezeit gewesen seien“, hat er später nichts Gegenteiliges geäußert. Daß die Germanen es aber nicht waren, stand für ihn so fest, daß er dadurch zu seinem ersten scharfen Angriff gegen Lisch kam. Die eine diesbezügliche Stelle aus „Grab-Gegenst.“ wurde schon mitgeteilt (oben S. 33). Noch heftiger wird Kemble etwas später in der gleichen Arbeit, wobei er auch seinen Lehrer Jacob Grimm nicht schont (H. f. S. 247): „Und was sollen wir nun zu jenen verschiedenartigen Gegenständen [Kesselwagen, Kultwagen von Judenburg, Vogelwagen und Dingen, die z. T. sehr wenig damit zu tun haben] sagen, welchem Volke sie zuschreiben? Sind sie teutonisch, wie Lisch sich einbildet und auch Jacob Grimm halb überredet hat, sich einzubilden? Ich kann es nicht annehmen. Sie sind an keinem Orte in Erscheinung getreten, der ausschließlich und bestimmt als teutonisch bezeichnet werden kann; denn wenn man immerhin dem slawisch-obotritischen Mecklenburg diesen Anspruch zubilligen wollte, so ist es ja doch nur ein Satz von Wagen - R ä d e r n , der in Betracht kommen kann, und diese mögen nur einen zufälligen Zug in dem übrigen Gepräge des Falles darstellen [er bestreitet vorher, daß in Peccatel der Kessel und die Räder zu e i n e m Gegenstand gehören]; während andererseits in den ganz alten Gräbern in Italien [vollständige] Wagen gefunden worden sind und die dem mecklenburgischen Funde beigesehene Vase mehr etruskisch als germanisch ist. Nochmals erhebe ich **totis viribus** Einspruch gegen die Lehrmeinung meines Freundes Lisch, dessen Tatkraft und Umsicht wir eine große Menge verdanken, der aber in allen Grabhügeln, welche Bronzewaffen enthalten, germanische Gräber sieht. Dies ist, davon bin ich fest überzeugt, ein Irrtum, — ein Irrtum noch dazu, in den ein klassischer Gelehrter niemals

ern gebaut wurden, und zwar von einer Rasse, die mit den heutigen Grönländern verwandt ist, — eine Idee, die man nicht leichtfertig verwerfen sollte, und die in Schweden mit großer Eindringlichkeit vertreten worden ist.“ Etwas später folgt auf die Mitteilung, daß die in den Steingräbern gefundenen Skelette gewöhnlich in sitzender Stellung gegen die Wände gelehnt waren (S. 40): „Diese Lage der Körper unterstützt in bemerkenswerter Weise Nilsson's Theorie bezüglich der Ähnlichkeit zwischen diesen Steingräbern und den Winterhäusern der Eskimo.“

hätte verfallen dürfen; und ich lehne deshalb **in limine** jegliche Beweisführung ab, die auf diesem höchst unsicheren Grunde ruht, dieser unglücklichen Neigung, einen Winkel Deutschlands auf Kosten der europäischen Geschichte herauszustreichen; und damit verwerfe ich notwendigerweise die Erklärung, welche Lisch und Grimm von dem Wagen und den Vögeln gegeben haben, welche von der Annahme ausgeht, daß das in Frankfurt gefundene Gerät ein Wagen, und daß dieses ebenso wie der Fund von Peccatel germanisch ist." Bezüglich des Volkstums der Bewohner Norddeutschlands in der Eisenzeit weicht Kemble von Lisch in der „Vorlesung“ (S. 60) durch die Erklärung ab, daß hier zwei Nationen, nämlich Germanen und Slawen, in Betracht kommen. Er glaubt aber noch lange, daß die eisenzeitlichen „Wendenkirchhöfe“ nicht nur im östlichen Norddeutschland, sondern auch in angrenzenden Teilen Hannovers tatsächlich slawisch seien. In das östlichste Hannover waren ja auch wirklich einmal Slawen eingedrungen. Das lehrt die Geschichte. Und das, was durch geschriebene Nachrichten überliefert war, zog man ja allgemein bei Betrachtung der Bodenaltertümer heran; und Kemble als Fach-Historiker tat es, wie oben schon angedeutet wurde, ganz besonders. So sind auch seine Worte in der Einleitung zur „Vorlesung“ verständlich, daß Hannover in gewisser Weise ein Grenzland zwischen Germanen und Slawen sei. Deshalb geht er an die Ausgrabungen im Amte Oldenstadt von vornherein in der Erwartung, dort auch Slawisches zu finden. Und als er dann in Molzen und Ripdorf auf mattglänzende schwarze Urnen der frühen Kaiserzeit stößt, die z. T. Mäandermuster haben, also genau den von Lisch in den „Wendenkirchhöfen“ gefundenen entsprechen, erklärt er sie — man darf sagen: selbstverständlich — für slawisch. Die Unsicherheit, die sowohl in der Zeitbestimmung als auch in der Volkstumsfrage damals noch herrscht, wird besonders klar durch einen Deutungsversuch, den Kemble in „Begraben u. Verbr.“ bezüglich der Leute macht, die in den schon erwähnten von Wilhelmi ausgegrabenen 14 „Todtenhügeln“ in Sinsheim bestattet wurden. Er eilte, soweit ich bisher sehe, seiner Zeit weit voraus mit der Feststellung, daß eine sehr weitgehende — wenn auch nicht, wie er meinte, völlige —

Übereinstimmung zwischen den Beigaben (außer den Waffen) der Sinsheimer Körpergräber und der von Graf Münster, Frhrn. von Estorff und ihm selbst ausgegrabenen Urnen besteht. Kemble fragt nun, ob man etwa die Übereinstimmung darauf zurückführen könne, daß „Lüneburger“ in Sinsheim angesiedelt wurden, und zwar entweder im Zuge der politischen Maßnahmen Karls des Großen oder deswegen, weil es in einer früheren Zeit einem römischen Kaiser gelang, sie als Grenzwächter hinter dem Limes anzuwerben. Denn für die Zeit, in der die etwaige Verpflanzung der „Lüneburger“ vor sich gegangen sei, gebe es keinerlei Anhaltspunkte. Er ließ dafür einen Spielraum von etwa einem halben Jahrtausend und ahnte so wenig wie andere damalige Forscher, daß die latène-zeitlichen Körpergräber in Sinsheim mehr als ein volles Jahrtausend älter als Karl der Große sein könnten. Denn soweit reichte die Geschichte Germaniens ja nicht zurück! Aber daß Karl der Große widerpenstige Sachsen hatte wegbringen lassen, und daß germanische Truppen den römischen Kaisern dienten, — das war überliefert, und damit konnten doch Funde, welche Eisen enthielten, also aus dem Ende der „heidnischen Zeit“ stammten, in Einklang gebracht werden! Aber warum spricht Kemble hier unklar von „Lüneburgern“ und nicht von alten Sachsen? Vermutlich deshalb, weil er ja einen Teil der von ihm in der Lüneburger (genauer Ulzener) Gegend gemachten Funde für slawisch hielt und es also eine aus Sachsen und Slawen gemischte Gruppe sein konnte, die nach Süden verpflanzt und, da sie ihre Toten nicht verbrannte, sondern begrub, zum Christentum bekehrt worden war (H.f. S. 104)^{18a}. Die Bekämpfung des Drei-Perioden-Systems insbesondere bezüglich der mit ihm verbundenen Volkstumsfragen bildet nach einleitenden Worten den Anfang von Kembles „Ansprache“. Äußerer Anlaß dafür war, daß Worsaae einige Zeit vor Kemble in der Irischen Akademie gesprochen hatte und in deren Schriften sein Vortrag erschienen, also gewissermaßen durch die Autorität der Akademie gedeckt

^{18a} Die diesbezüglichen längeren Ausführungen von Kemble sind übersetzt wiedergegeben: Gummel, Ein eigenartiger Deutungsversuch zu Wilhelmis „Sinsheimer Totenhügeln“, in: Ur- und Frühgeschichte als historische Wissenschaft (Wahle-Festschrift) hrsg. von Horst Kirchner (Heidelberg 1950), S. 19 ff.

war. Nach dieser Feststellung fährt Kemble fort: „Ich bedaure sagen zu müssen, daß ich sehr von denen meines Freundes Dr. Worsaae abweichende Ansichten vertrete und daß ich mich verpflichtet fühle, bei dieser Gelegenheit gegen seine Ansichten an der gleichen Stelle, an der er selbst sie zum Ausdruck brachte, öffentlich Einspruch zu erheben in der Überzeugung, daß ihre Anerkennung und Verfolgung zu den ihnen innewohnenden Konsequenzen uns zu schweren historischen Irrtümern verführen würde. Ich denke, jeder, der den Gedankengängen der norddeutschen Archäologen folgt und wer eingehender betrachtet, was jener liebenswürdige und kenntnisreiche Forscher Dr. Lisch auf den von den dänischen Gelehrten gelegten Grundlagen aufgebaut hat, wird mit mir darin übereinstimmen, daß diese Herren einer historischen **reductio ad absurdum** verfallen sind. Ich habe selbst mit angehört, wie Dr. Lisch auf der in Dresden unter dem Vorsitz Seiner Majestät des jetzigen Königs von Sachsen abgehaltenen Zusammenkunft der centralen archäologischen Vereinigung von Deutschland erklärte, daß die Germanen gänzlich unbekannt mit dem Gebrauch des Eisens waren und daß dieses in die Gebiete an der Ostsee zuerst von den slawischen Stämmen im achten Jahrhundert eingeführt wurde. Irrtümer wie diese sind kaum entschuldbar und überhaupt bei einem klassischen Gelehrten vollkommen unverständlich“ (H. f. S. 71 f.). Als archäologisches Hauptkennzeichen für keltisches Volkstum erklärte Kemble in der „Vorlesung“ (S. 61) das Rad des Streitwagens. In „Begraben u. Verbr.“ sagt er noch, daß wir wenig von den Kelten und ihrer Kunst wüßten (H. f. S. 86 u. 89). Gerade dieser ist dann aber der Hauptteil der „Ansprache“ gewidmet. Kemble war zu ihrem Studium nach Rückkehr in die Heimat von Franks angeregt worden, wie dieser in der Einleitung zum Tafelteil berichtet (S. 125). Bei dem großen Interesse, das Kemble für den von Franks als „Late Celtic“ gekennzeichneten Stoff bewies, hielt letzterer sich für berechtigt, ihm fast ein Viertel der Tafeln zu widmen (Taf. XIV bis XX mit vorzüglichem Text¹⁹).

¹⁹ Vgl. Jacob-Friesen, Grundfragen der Urgeschichtsforschung, Hannover 1928, S. 213. — Der Verfasser des Textes ist natürlich auch Franks (nicht Kemble).

Am bekanntesten ist Kemble in Deutschland wohl deswegen, weil er der erste war, der die Gleichartigkeit gewisser Funde in England und Nordwestdeutschland mit der U b e r w a n d e r u n g der Sachsen nach England in Verbindung brachte. Nun ist es aber nicht etwa so, daß, als zum ersten Mal 1853 Funde von dem 1840 oder 1841 in Perlberg bei Stade entdeckten Urnenfriedhof in die Sammlung des HVN gelangten, Kemble blitzartig zu der Erkenntnis kam: das ist ja dasselbe, was wir auf den sächsischen Urnenfriedhöfen Englands haben! Zum besseren Verständnis dafür sei darauf hingewiesen, daß zwar am Ende des 18. Jahrhunderts von James Douglas, dem Verfasser der „Nenia Britannica“, der Charakter der angelsächsischen Körpergräberfelder in England richtig erkannt worden war, daß das gleiche bezüglich der Urnenfriedhöfe aber gerade erst in der Zeit geschah, als Kemble in Hannover weilte. So kam es, daß er bei seiner Wiederankunft in England noch glaubte, die Perlberger Funde seien slawisch, und sogar mit der Möglichkeit rechnete, entsprechende englische Funde seien ebenfalls slawisch! Wir hören ihn selbst darüber in seinem als Brief an Akerman abgefaßten Aufsatz „Totenurnen Stade“: „Als ich bei meiner Rückkehr nach England über diesen Gegenstand das erste Mal an Sie schrieb, nach einer Abwesenheit, die sich in die Länge gezogen hatte und während derer ich keine Gelegenheit zum Studium irgendwelcher englischer Werke über Archäologie oder zum Schritthalten mit den hier gemachten Entdeckungen hatte, schloß ich mich der von einigen deutschen Archäologen vertretenen Meinung an, daß die in Stade gefundenen Urnen slawischen Ursprungs seien und folgerichtig dies auch für jene in Eye [in Suffolk] zutreffen könne, zumal es keinen stichhaltigen Grund gegen die Möglichkeit der Niederlassung einer kleinen slawischen Horde an unseren östlichen Küsten gab. Die Entdeckung von Urnen genau desselben Charakters wie dem der Stader in Norfolk, Cambridgeshire, Northampton, Derby, Sussex, auf der Insel Wight, in Gloucestershire und Warwickshire bereitet dieser Slawen-Hypothese ein plötzliches Ende. Diese in Form, Farbe, Größe und Material mit jenen in Deutschland gefundenen übereinstimmenden Urnen sind augenscheinlich germanisch; und jene

in Deutschland gefundenen und so weitgehend mit den englischen übereinstimmenden sind durch dieselbe Vergleichung für die germanische Völkergruppe in Anspruch zu nehmen. Die Urnen der »alten Sachsen« und die der »Angelsachsen« sind in Wahrheit identisch, so wie es ja auch vernunftgemäß durchaus zu erwarten war. Keltisch sind sie nicht, oder sie würden nicht in der Lüneburger Gegend gefunden sein; slawisch sind sie nicht, oder sie würden nicht in Warwickshire gefunden sein: nur ein Volkstum bleibt übrig — sie sind an der einen wie anderen Stelle sächsisch“ (H. f. S. 229). Es darf nicht — wie das m. W. im deutschen Schrifttum bisher geschehen ist — übersehen werden, daß Kemble keineswegs nur die von uns heute so bezeichneten „sächsischen“ Funde in Nordhannover für alt-sächsisch hielt. Das liegt daran, daß er formenkundlich nicht zusammengehörende Dinge als „gleichartig“ ansah, den Festland-Sachsen in der Zeit vor der Überwanderung ein viel zu großes Gebiet zuschrieb und, wie wir oben schon sahen, über die absolute Chronologie der eisenzeitlichen Funde gänzlich im Unklaren war. Dies zeigt, neben dem Schluß der „Totenurnen Stade“, auf den wir noch zurückkommen, besonders folgender Abschnitt aus „Begraben u. Verbr.“ (H. f. S. 87 ff.): „Die in Norfolk, Suffolk, Cambridge, Nottinghamshire, Derbyshire, Sussex und anderen Grafschaften entdeckten Totenurnen mit Bronze-Schmucksachen und Resten von Eisen-Geräten haben einen sehr kennzeichnenden und eigentümlichen Charakter, der nicht gut verkannt oder mit dem von anderen Urnen verwechselt werden kann, welche ohne solche Beifunde entdeckt wurden. Urnen von genau gleichartiger Form und mit genau denselben Eigentümlichkeiten sind in Jütland und Teilen von Friesland, an den Ufern der Elbe, in Westfalen, Thüringen, in Teilen von Sachsen, in den Herzogtümern Bremen und Verden, der Grafschaft Hoya und anderen Gebieten an der Weser: kurz in vielen Gegenden Deutschlands östlich des Rheins, westlich der oberen [gemeint: unteren] Elbe und Saale, und nördlich des Mains entdeckt worden. Sie sind daher in Ländern gefunden worden, welche von den Vorvätern der Angelsachsen bewohnt wurden. Die letzte dieser Entdeckungen ist die, welche im Laufe des letzten Jahres in Stade an der Elbe, im Königreich Hannover, gemacht wurde;

und da diese mir selbst in den meisten Einzelheiten gut bekannt ist, will ich einige der Vergleichspunkte zwischen ihr und den Ergebnissen englischer Untersuchungen beschreiben.“ Nachdem er dies bezüglich der Tongefäße sehr eingehend getan hat, sagt Kemble weiter: „Wenn wir unsere Vergleichung fortsetzen, und die mit diesen Urnen zusammen gefundenen Gegenstände prüfen, finden wir eine gleichermaßen auffallende Übereinstimmung zwischen den deutschen und den englischen Grabstätten. In beiden finden wir die Überreste von Glasgefäßen und -perlen, welche der Einwirkung eines kräftigen Feuers ausgesetzt gewesen sind. In beiden begegnen Kämme von Elfenbein oder Horn, welche auch in den Gräbern der »ungebrannten« Gruppe [den Körpergräbern] nicht sehr ungewöhnlich sind. In beiden finden wir kleine Scheren und mit Ohrlöffeln gekoppelte Nippzangen, Schmuckscheiben von Knochen und eine große Menge von Bronze-Schnallen und Resten von Fibeln und Hefteln, die mit denselben oder sehr ähnlichen Mustern verziert sind. Die Identität dieser Grabstätten kann demnach meiner Meinung nach nicht bestritten werden.

(„) Wenn wir aber geneigt sind, in England sie den Angelsachsen zuzuweisen, so müssen wir sie um so mehr in Deutschland der Völkergruppe zuweisen, aus der die Angelsachsen kamen. Römisch können sie in Deutschland nicht sein, denn sie sind gefunden, wo Römer niemals hinkamen. Slawisch sind sie wahrscheinlich [!] nicht, denn sie sind in Ländern gefunden, wo die Slawen niemals ständige Ansiedlungen hatten, und weisen keinerlei Ähnlichkeit zu dem auf, was gewöhnlich in Ländern gefunden wird, wo die Slawen seit dem Beginn unserer historischen Periode sich festsetzten. Keltisch sind sie nicht, denn Kelten sind in Norddeutschland überhaupt nicht überliefert; und das wenige, was wir von keltischer Kunst wissen, hat nichts Gemeinsames mit diesen Formen. Aber wenn sie keins von diesen sind, so sind sie germanisch; und wenn sie germanisch sind, so sind es die gleichartigen in England auch.“ — Wir haben also aus Kembles eigenen Worten gesehen, daß es zwar die Funde von Perlberg bei Stade waren, die ihn das Vorhandensein eines archäologischen Beleges für die Überwanderung der Sachsen nach England erkennen ließen, daß er

aber diese tatsächlich sächsischen Perlberger Funde nicht von anderen, seitdem als nichtsächsisch erkannten, um viele Jahrhunderte älteren, zu unterscheiden wußte. Ebenso wie dies scheint mir im deutschen Schrifttum zu wenig beachtet zu sein, daß Kemble die Perlberger Funde als Zeugen für die vollzogene, aber nicht die sich vollziehende Überwanderung angesehen hat. Oder um es deutlicher auszudrücken: Im wesentlichen durch die grundlegende Arbeit „Ursprung und Ausbreitung der Angeln und Sachsen“ (Hildesheim 1921) des 1914 gefallenen Alfred Plettke wissen wir, daß, auch wenn historische Nachrichten darüber fehlen würden, eine Überwanderung aus dem Gebiet zwischen Unterelbe und Unterweser nach England während des 5. Jahrhunderts n. Chr. anzunehmen wäre, und zwar auf Grund der Gleichartigkeit englischer Funde jener Zeit mit der Kultur der Stufe von Westerwanna, wie sie Jacob-Friesen nach einem großen von Friedrich und Alfred Plettke ausgegrabenen Urnenfriedhof genannt hat, der gleiches Gepräge wie der Perlberger hat. Kemble aber nahm an, die Perlberger Funde „gehörten einer späten Periode des Heidentums an und könnten möglicherweise aus dem achten Jahrhundert stammen“ (H. f. S. 229).

Dem Aufsatz „Totenurnen Stade“ waren 3 Tafeln mit Abbildungen beigegeben. Eine dieser Tafeln — mit Urnen aus Perlberg — hat Franks beim Wiederabdruck fortgelassen und stattdessen auf der oberen Hälfte der Taf. XXX eine Gruppe sächsischer Urnen aus Norddeutschland — dabei 8 aus Perlberg — abgebildet. Er schreibt dazu (S. 215): „Es sei bemerkt, daß die Gruppe von Urnen aus dem Museum zu Hannover nach eigens für diesen Zweck hergestellten Photographien gezeichnet wurde und daß sie eine bessere Vorstellung von den Originalen gibt als die deshalb weggelassene Tafel, welche Herrn Kembles Original-Aufsatz begleitete; gleichzeitig bringen sie den von ihm gewollten Vergleich zwischen ihnen und den in England gefundenen Urnen genauer zum Ausdruck.“ Von den beiden übrigen Tafeln zeigt die eine (Schluß von „Totenurnen Stade“; H. f. S. 230): „Hauptsächlich von Graf Münster bei Nienburg an der Weser, im alten Gebiet Westfalen, ausgegrabene Urnen“ (H. f. Taf. XXXI mit Unterschrift „Totenurnen aus Hoya, Nien-

burg, Wölpe und dem Ufergelände [wörtl.: der Nachbarschaft] der Weser"). Woher die Stücke im einzelnen stammen, ist leider nicht gesagt. Über die letzte Tafel (H. f. Taf. XXXII mit Unterschrift „Totenurnen von der Wasserscheide der Ilmenau und ihrer Nebenflüsse. Lüneburg“) schreibt Kemble: „Von mir selbst im alten Territorium der **Ostfali**, und besonders im Amtsbezirk Oldenstadt und den Dörfern Molzen, Oitzen, Oitzendorf, Masendorf, Riestädt und Ripdorf ausgegrabene Urnen.“ Alle diese Urnen — und es sind sogar spätbronzezeitliche dabei — hält Kemble also für altsächsisch; daraus ist zu verstehen, daß er nach Hinweisen auf Urnen im englischen Schrifttum erklärt: „Aber wer sich mit diesen Studien beschäftigt, muß schon froh sein, daß er ein Dutzend oder dreizehn sächsische Urnen im British Museum sehen kann (in Hannover haben wir 870)!“ Von diesen 870 waren, abgesehen von einigen wenigen andern, aber tatsächlich sächsisch nur die aus Perlberg, als deren Zahl Kemble in „Begraben u. Verbr.“ (H. f. S. 87) „achtzig“, in „Totenurnen Stade“ (H. f. S. 221) „mehr als achtzig“ bzw. „ungefähr achtzig“ (a. a. O. S. 229) angibt. Was Kemble über die von ihm selbst ausgegrabenen Urnen (H. f. Tf. XXXII außer Abb. 4, die Einfeld „unweit der Elbe“ hob) schreibt, ist in „Müller-Reimers“ S. 108 zwar gekürzt, aber im allgemeinen richtig wiedergegeben²⁰. Wir beschränken uns deshalb hier auf folgende Mitteilungen: Abb. 1, 5, 6, 9, 10, 12 und 13 sind aus Molzen, Abb. 2 und 3 aus Riestedt, Abb. 7, 8 und 14 aus Ripdorf, Abb. 11 aus Oitzmühle. Die Urnen aus Molzen stammen — außer Nr. 5 und vielleicht Nr. 1 — offenbar alle aus einem Urnenfriedhof (Stufe Jastorf b). Von den Urnen aus Ripdorf fand Kemble Nr. 7 und 14 auf dem der Ripdorf-Stufe den Namen gebenden Urnenfriedhof auf dem Galgenberg, Nr. 8 in einem Grabhügel östlich vom „Langeholz“.

Schl u ß

Seine „Ansprache“ hielt Kemble wenige Wochen vor seinem Tode. An ihrem Ende findet er treffliche Worte über die Not-

²⁰ Unrichtig ist es, wenn Müller zu Abb. 1 angibt, die Urne sei zerbrochen in die Erde gesetzt worden. Es war das als Deckel für diese Urne benutzte Gefäß, das schon bei der Beisetzung unvollständig gewesen sein muß.

wendigkeit der Zusammenarbeit aller Nationen auf dem Gebiete der Wissenschaft im allgemeinen und der Archäologie im besonderen. Die letzten Worte lauten: „Wenn unsere Studien zu mehr als einem arbeitsreichen, aber nutzlosen Zeitvertreib werden sollen, ist es notwendig, daß wir uns ernstlich als alle auf ein Ziel in einem Geiste hinarbeitend begreifen; daß wir untereinander wechselseitige Verbindung haben müssen — und nicht glauben, daß die Arbeitsergebnisse unseres eigenen Landes das große Gebiet des archäologischen Studiums ausschöpfen könnten, sondern daß jedes Land seinen ihm zukommenden Beitrag zu dem gemeinsamen Werk zu liefern hat; und daß davon, wie sorgfältig jeder seine eigene Sammlung bearbeitet, die Schönheit und Festigkeit des gemeinsam zu errichtenden Baues abhängt.“

Auch um dieser wie ein Vermächtnis wirkenden Worte willen soll das Andenken an den aus voller Schaffenskraft dahingerafften englischen Freund und Förderer der niedersächsischen Urgeschichtsforschung bei uns stets in Ehren gehalten werden!